

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

23. Jahrgang • Nr. 89 • Juni 2011



SOMMER 5771

Inhaltsverzeichnis

Die virtuelle Rekonstruktion der Synagoge in Wiener Neustadt Susanne SCHWARZ	Seite 2
Geschichtsmanipulation in Ungarn Karl PFEIFER	Seite 6
Jüdisches Leben in Uman Eugene KOGAN	Seite 12
Jüdisches Leben in Galizien. Ein Blick auf die Gesellschaftsordnung und die Stellung der Frau im Shtetl am Ende des 19. Jahrhunderts Verene LORBER	Seite 14
Jüdische Händler in Kleinstädten Litauens während der Vorkriegszeit Lijana TAGMANN	Seite 16
Jüdinnen als Pionierinnen der Frauenemanzipation Ella Briggs (1880–1977), die erste österreichische Architektin Ursula PROKOP	Seite 22
„Denn das Reich der Freiheit wird erstehen...“ - Anmerkungen zur politischen Publizistik Leopold Zunz‘ Jens ZIMMERMANN	Seite 25
Benennung des ehemaligen Kabelwerk-Parks nach Miep Gies „Kolonne Grünspan lernt arbeiten“ Im Jüdischen Museum Berlin: Eine Ausstellung klagt an Claus STEPHANI	Seite 27
Keter Aram Zova Kodex Aleppo (Haleb) Tirza LEMBERGER	Seite 28
40 Jahre Sigmund Freud Museum	Seite 30
Graffiti-Entfernung	Seite 32
Gespräch mit Charlotte Knobloch Ilan FELLMANN	Seite 34
Buchrezensionen	Seite 36
	Seite 38



ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

**Die ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE GRAZ**

zuständig für Steiermark, Kärnten
und die politischen Bezirke
des Burgenlandes Oberwart, Güssing
und Jennersdorf wünscht allen
jüdischen BürgerInnen angenehme und
geruhssame Sommertage.



**wünscht allen LeserInnen des
DAVID und allen FreundInnen des
Sigmund Freud Museums
einen schönen Sommer.**

durch den Davidstern und war mit einem zwei- oder mehrfarbigen Meanderband eingefasst. Halbkreisförmig darüber war in goldener hebräischer Schrift der Vers „Denn mein Haus wird Haus des Gebetes genannt (werden) für alle Völker“ (Jes, 56, 7) angebracht. *Horizontal gegliedert wurde die Hauptfassade durch das starke Gurtgesims und die parapethohe Sockelzone des Galeriegeschosses. Das Gurtgesims und die Sockelzone wurden nur durch den vorgesetzten Dreiecksgiebel des Hauptportals durchbrochen.* Die Schmuckfassade war lediglich um die Breite der Eckrisalite an den Seitenfassaden fortgesetzt, die restlichen Fassaden waren glatt ausgeführt.

Der linke der drei strassenseitigen Eingänge führte in das Rabbiner- und Kantorzimmer, über den rechten Eingang gelangte man in das Hauptstiegenhaus, das bis in den Dachboden führte und neben der im Nordwesten gelegenen eisernen Aussentreppe den Zugang zur Frauengalerie ermöglichte. Das Hauptportal in der Mitte führte in die Vorhalle, von welcher man über drei grosse Türen in den Betraum gelangte. Dieser bot Platz für 182 Männer, die Sitzplätze waren in 13 Reihen auf beiden Seiten des Mittelganges angeordnet. Gegenüber den Eingängen befand sich im Norden durch einen reich verzierten Bogen abgetrennt und um vier Stufen erhöht die Apsis mit dem Almemor und dem Toraschrein. Auf einer verkleideten Eisenkonstruktion ruhte die Frauengalerie, sie bot Platz für 98 Sitze, die U-förmig im Osten und Westen in zwei Reihen und im Süden in vier Reihen angeordnet waren. Ausserdem waren im Galeriegeschoss strassenseitig noch ein Kanzleiraum, eine Toilette und das Sitzungszimmer untergebracht.

1919 wurde die Synagoge im orthodoxen Sinne umgebaut, der Almemor wurde in die Mitte gerückt, das Omed rechts positioniert und die Frauengalerie mit einem Gitter abgeschlossen.¹⁰ Während der Novemberpogrome 1938 wurde die Synagoge entweiht, der Innenraum verwüstet, Fenster zerschlagen und der Davidstern aus dem Rosettenfenster der Hauptfassade heraus gemeisselt. Im Gegensatz zu vielen anderen Synagogen wurde die Wiener Neustädter nicht komplett zerstört, da sich das Gebäude zu diesem Zeitpunkt de facto bereits im Besitz der Stadt befand und weiter genutzt werden sollte.¹¹ Schon am 4. Oktober 1938 richtete der damalige Bürgermeister ein Ansuchen an die Kreisleitung der NSDAP, die Synagoge zu beschlagnahmen¹² und Anfang November 1938 existierten bereits detaillierte Pläne und eine Kostenschätzung für einen Umbau.¹³ 1940 kaufte die Stadt um 19.000,- RM den gesamten Gutbestand der EZ 580 Grundbuch Wiener Neustadt Vorstadt, dieser umfasste neben der Synagoge das alte Bethaus, den Friedhof samt Gärtnerwohnhaus und Totenhalle und einen angrenzenden Acker.¹⁴ Während des Krieges und in den Folgejahren wurde die Synagoge als Lager genützt.¹⁵ 1953 wurden die Liegenschaften an die Israelitische Kultusgemeinde Wien zurückgestellt.¹⁶ Diese verkaufte die Synagoge und das angrenzende alte Bethaus an den Österreichischen Gewerkschaftsbund, die Gebäude wurden abgerissen.¹⁷ Heute steht das an der Stelle der Synagoge errichtete Anton Proksch-Haus leer, an seiner Fassade ist eine Gedenktafel angebracht.

Für die virtuelle Rekonstruktion der Wiener Neustädter Synagoge mittels CAD-Software bildeten die in Kopie im Stadtarchiv Wiener Neustadt erhaltenen Baupläne aus den Jahren 1901 und 1902 die Grundlage. Darüber hinaus existiert eine Vielzahl an Fotografien, die den gesamten Zeitraum von der Grundsteinlegung, über die Devastation 1938 bis zum Abbruch der Synagoge 1953 umfassen. Aus den frühen 1950ern ist auch eine Farbfotografie der Hauptfassade erhalten geblieben. Einige Informationen konnten der Baubeschreibung des Schätgutachtens der Liegenschaft, das 1947 vom Bauamt Wiener Neustadt erstellt wurde, entnommen werden. Der Vergleich mit anderen, vor allem den erhalten gebliebenen Synagogen von Wilhelm Stiassny, ermöglichte die Detaillierung und Ergänzung von Bauteilen und Dekors die weder in den Plänen dargestellt noch auf Fotografien festgehalten sind.

Das dreidimensionale Computermodell wurde mittels Render-Software weiterbearbeitet. Durch die Festlegung von Oberflächenmaterialien, natürlichen und künstlichen Beleuchtungssituationen und Kamerapositionen, kann die nicht mehr existierende Synagoge wenigstens am Computer wieder aus jeder Perspektive und zu jeder Tages- und Nachtzeit betrachtet werden. ■

1 Susanne Schwarz: Virtuelle Rekonstruktion der Synagoge in Wiener Neustadt; Diplomarbeit TU-Wien, 2011

2 Gerhartl, Gertrud; Wiener Neustadt. Geschichte, Kunst, Kultur, Wirtschaft; Braumüller, Wien 1978, S.104ff

3 Pollak, Max; Die Juden in Wiener Neustadt, ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Österreich, Jüdischer Verlag Wien, Wien 1927, ab S.51

4 Sulzgruber, Werner; Das jüdische Wiener Neustadt. Geschichte und Zeugnisse jüdischen Lebens vom 13. bis ins 20. Jahrhundert; Mandelbaum Verlag, Wien 2010, S. 15ff, S. 20 und S.31 und Grundbuchsauszug Wiener Neustadt-Vorstadt EZ 580

5 Tanaka, Satoko; Dissertation „Wilhelm Stiassny (1842-1910), Synagogenbau, Orientalismus und jüdische Identität“, Wien 2009, S.20f, S.43 bis 97 und S.29ff

6 Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift, 21. März 1902, S.196

7 Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift, 26. September 1902, S. 630

8 Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift, 26. September 1902, S. 630

9 Kessler, Katrin; Ritus und Raum der Synagoge, Michale Imhof Verlag, Petersberg 2007, S.74ff

10 Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift, 5. September 1919, S. 389 und Pollak, Max; Die Juden in Wiener Neustadt, ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Österreich, Jüdischer Verlag Wien, Wien 1927, S.108

11 Flanner, Karl; Die Wiener Neustädter Synagoge in der Pogromnacht 1938, Dokumentation des „Industrieviertel-Museums“ Wiener Neustadt, 1998/83, S.1

12 Industrieviertelmuseum Wiener Neustadt 103/6: Schreiben vom Verwalter der landesunmittelbaren Stadt Wiener Neustadt an die Kreisleitung der NSDAP vom 4. Oktober 1938

13 Industrieviertelmuseum Wiener Neustadt 103/6: Schreiben des Magistrats Wiener Neustadt Abt.3 an den Bürgermeister vom 4. November 1938

14 Stadtarchiv Wiener Neustadt: Akten Magistratdirektion – alter Bestand Nr.252, Kaufvertrag

15 Stadtarchiv Wiener Neustadt: Akten Magistratdirektion – alter Bestand Nr.252

16 Stadtarchiv Wiener Neustadt: Akten Magistratdirektion – alter Bestand Nr.98

17 Unterdühnen, Barbara; Lehrveranstaltungsübung „Die Geschichte der Liegenschaft 2700 Wiener Neustadt, Baumkirchnerring 4 erzählt anhand des Grundbuchsauszuges und der Grundbuchs-Urkunden zu EZ6569, KG23443“, 2008

Im Rahmen der „Wiener Schiedssprüche“ wurden durch die Entscheidungen des deutschen und italienischen Aussenministers – Ribbentrop und Ciano – grossteils von Ungarn besiedelte Gebiete, die im Frieden von Trianon (4.6.1920) der Tschechoslowakei bzw. Rumänien zugesprochen worden waren, wieder Ungarn angegliedert. Durch den 1. Schiedsspruch vom 2. November 1938 erhielt Ungarn die Südslowakei und annektierte nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei im März 1939 die Karpato-Ukraine. Der 2. Schiedsspruch vom 30. August 1940 sprach Ungarn Nordsiebenbürgen zu. Dazu kam noch der im April 1941 nach einem ungarischen Angriff auf Jugoslawien annektierte jugoslawische Landesteil Vojvodina, in dem die ungarische Soldateska im Januar 1942 ein schreckliches Pogrom veranstaltete, dem 3.309 Menschen zum Opfer fielen, davon über 1.000 Juden.

Gál ging es offensichtlich darum, die Verantwortung des Horthy-Regimes zu minimieren. Doch all diese Gebiete erhielt Ungarn auf Betreiben Hitlers, und die Juden wurden als Ergebnis in diesen Gebieten diskriminiert, weil die in Ungarn mit Zustimmung der Kirchen beschlossenen, Juden diskriminierenden Gesetze auch dort angewendet wurden. Die dortige Judenverfolgung, wie auch jene in Kern-Ungarn, wäre ohne Mit Hilfe des Horthy-Regimes undenkbar gewesen. Gál behauptet auch, dass nach der Besetzung „eine von den deutschen Truppen ernannte Marionettenregierung die Macht übernahm“. Nun wurde die vom ehemaligen ungarischen Botschafter in Berlin Döme Sztójay geführte Regierung am 22. März 1944 von Horthy und nicht den Deutschen ernannt. Horthy verweigerte seine Zustimmung zur Ernennung von drei rechtsextremen Politikern, die ihm Edmund Veessenmayer vorschlug. Horthy hatte zwar eine beschränkte Macht nach der deutschen Besetzung, aber er zeigte sich ziemlich häufig in der Öffentlichkeit, er nahm an Manövern teil, und am 23. Juni 1944 zeichnete er Sztójay – offensichtlich für seine Rolle bei der Deportation der Juden – mit dem Titel „vitéz“ aus.

200.000 Ungarn, darunter 20.000 Gendarmen, mehrere tausend Polizisten, Ärzte, Eisenbahner und Soldaten, „arbeiteten“ Tag und Nacht, um die Juden binnen kürzester Zeit in Ghettos zu konzentrieren und sie später in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau zu verschicken.

Gál zitiert den Schriftsteller Sándor Márai, der tatsächlich über die Freude vieler Ungarn schrieb, als die Gebiete wieder an Ungarn angeschlossen wurden. Doch Márai vermerkt in seinem Tagebuch im Mai 1944: „Man kann mit den Menschen nicht reden. So wie man mit Besoffenen oder Geistesgestörten nicht diskutieren kann: Die ungarische Mittelklasse ist verrückt und besoffen geworden von der Judenfrage. Die Russen sind schon bei Körösmező, die Engländer und Amerikaner über Budapest, und diese verrückte und tobsüchtige Gesellschaft, will nicht, kann nicht über etwas anderes reden, nur über die Juden.“

Der Staatssekretär spricht von „unnötigen Spannungen“. An wen denkt er da? Gál möchte suggerieren, dass es nur Privatpersonen waren, die über eine halbe Million als Juden kategorisierte ungarische Staatsbürger deportiert haben. Doch dafür tragen nicht irgendwelche Privatpersonen die Verantwortung, sondern der damalige ungarische Staat, dessen offizielle Organe und dessen Administration. Doch der von der Regierung Orbán postulierten Grösse und dem Stolz der Ungarn würde es nicht gut tun, wenn die Ungarn auch an ihre Schande denken würden.

Wessen Ruhe soll also gewährleistet werden? Die Ruhe derjenigen, die wieder einmal Ungarn in ein revisionistisches Abenteuer stürzen möchten, die Ruhe derjenigen, die den europäischen Konsens, dass Grenzen nicht geändert werden, beiseite schieben möchten.

Diese Spannung gibt es hauptsächlich bei Rechtsextremisten, und anscheinend ist die ungarische Regierung sehr bemüht, mögliche spätere Bündnispartner nicht zu verärgern.

Heuer sind in Ungarn politische Kampagnen gegen Intellektuelle und zur Umschreibung der Geschichte zu bemerken. Dazu gehört auch das Umbenennen von Strassen und Plätzen, beispielsweise des Budapester Roosevelt Platzes.

In den USA leben 1,4 Millionen Bürger ungarischer Abstammung, und es gibt fast keine amerikanisch-ungarische Familie, in der nicht irgendein Verwandter im Zweiten Weltkrieg gegen die Achsenmächte gekämpft hätte. 1941 versicherte der Verband amerikanischer Ungarn Präsident Roosevelt seiner Treue, zu einer Zeit, als Ungarn den USA den Krieg erklärt hatte. Trotzdem hat die Roosevelt-Administration die Ungarn human behandelt. Während die italienischen, deutschen und hauptsächlich japanischen Amerikaner zu Hunderttausenden in Anhaltelager verschickt wurden, wurde kein einziger amerikanischer Ungar interniert.

Roosevelt wird heute in Amerika verehrt. In Paris hat man eine Metrostation und einen Boulevard nach ihm benannt, eine Statue erinnert an ihn in London, und hier können nicht die hundert Städte – darunter auch Wien – genannt werden, die Strassen oder Plätze nach Roosevelt nennen. Ausgerechnet in Ungarn hat man diese Platz-Benennung geändert. Weder der ungarische Botschafter in Washington noch Ungarns Präsident haben dazu etwas zu bemerken gehabt, obwohl ihre Enkel als Bürger der USA dort leben.

Jedoch tragen gleich zwei Plätze seit Mitte Mai 2011 den Namen des antisemitischen Blut- und Bodenschriftstellers Albert Wass. Für die Rechtsextremen ist er ein Nationaldichter, und erst unlängst hat das Staatsfernsehen ihm einen ganzen Fernseh-Abend gewidmet. Der Verband der jüdischen Gemeinden Ungarns und die Budapester jüdische Gemeinde haben dagegen protestiert. Sie halten es

„für einen historischen Fehler, dass sich István Tarlós, der Oberbürgermeister von Budapest, den Vorschlag

Der Sommer ist da, und ich möchte allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID und allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern von ganzem Herzen eine schöne Zeit und gute Erholung wünschen.

Wo immer Sie sich in den Sommermonaten aufhalten mögen – Friede, Dialog, Toleranz und Verständnis sind überall auf der Welt wichtig und notwendig. Und das werden wir alle nie aus den Augen verlieren!

Schönen Sommer!



© ÖVP-Klub/Bettina Mayr-Siegl

Fritz Neugebauer

Zweiter Präsident des Nationalrates

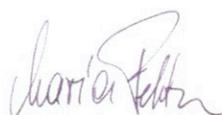


REPUBLIK ÖSTERREICH
Parlament



 **BMF**
BUNDESMINISTERIUM
FÜR FINANZEN

Ich wünsche den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs einen schönen und erholsamen Sommer.



Dr. Maria Fekter
Finanzministerin

Freiwillig helfen – Ehrensache!

2011 ist das Europäische Jahr der Freiwilligen. Mehr als 600.000 Oberösterreicherinnen und Oberösterreicher arbeiten allein in unserem Land ehrenamtlich für ihre Mitmenschen und für unsere Gesellschaft.

Machen auch Sie mit! Denn Helfen ist Ehrensache.

Josef Pühringer
 Dr. Josef Pühringer
 Landeshauptmann



Ehrensache
 2011 Jahr der Freiwilligenarbeit



Infos bei allen Hilfsorganisationen und unter www.boerse-ehrenamt.at

Den jüdischen Bürgern
 in unserem Lande
 wünsche ich einen schönen
 Sommer!



HANS NIESSL
 Landeshauptmann
 von Burgenland

Einen schönen und erholsamen Urlaub
 allen
 jüdischen Bürgerinnen
 und Bürgern
 wünscht



im Namen der
 Bezirksvertretung Hietzing
 Ihr Bezirksvorsteher
 Dipl.-Ing. Heinz Gerstbach



Im Namen
 der Landeshauptstadt
 Innsbruck
 wünsche ich allen
 Leserinnen und Lesern
 des DAVID
 und der gesamten
 jüdischen Gemeinde
 Österreichs
 einen schönen und erholsamen Sommer.
Mag.ª Christine Oppitz-Plörer
 (Bürgermeisterin)

*Einen schönen Sommer
 wünscht*



Ronald J. Pohoryles

**Univ.-Doz. Dr. Ronald
 J Pohoryles,**
 Europasprecher des
 Liberalen Forums



UIA - UKRAINE INTERNATIONAL AIRLINES

**25%
Ermäßigung**
auf den Flugpreis
nach Kiev oder
Odessa

Sparen Sie **25%** bei Ihrer Buchung
auf **www.flyuia.com** für Ihre Reise nach UMAN

Nur gültig für online-Buchungen auf
www.flyuia.com
und für von UIA durchgeführten Flügen.
Ermäßigungscode ATROSCH010
im Feld „e-Voucher-Code“ eingeben.

Alle Angebote unterliegen speziellen Bedingungen und sind nur begrenzt verfügbar.
Verkaufsdatum: bis 31. 07. 2011
Reisezeitraum: 01. 08. 2011 bis 15. 09. 2011

UKRAINE
INTERNATIONAL
AIRLINES



UIA

NÄHERE INFORMATIONEN UND BUCHUNG:
Tel. +43 (01) 585 36 32 25
Email: uia.res@aviareps.com, www.flyuia.com

Wachstum braucht Bildung!
Bildung braucht Reform!

wko.at/bildungsreform

Unsere Betriebe leisten Großartiges in der beruflichen Aus- und Weiterbildung.
Sie sind dabei aber auf eine solide Schulausbildung angewiesen.

Daher: Bildungsreform rasch umsetzen. Geht's der Wirtschaft gut, geht's uns allen gut.



Die SPÖ Niederösterreich

LHStv. Dr. Sepp Leitner
Landesparteiobmann
und

Mag. Günther Leichtfried
Klubobmann

wünschen allen LeserInnen des DAVID und
der jüdischen Gemeinde in Österreich einen
schönen und erholsamen Sommer.



Bezirksvorsteher
Leo Plasch
wünscht im Namen
der
Bezirksvertretung
Wieden
einen schönen und
erholsamen Sommer.

nicht wie die Oberschicht verwurzelt und richteten ihr Hauptaugenmerk auf ihre Geschäfte. Auch Kinder balebatischer Familien wurden wesentlich freier und weltoffener erzogen und besuchten oftmals öffentliche Schulen und erfuhren säkulare Bildung. Die grösste Gruppe in der galizischen Shtetlgesellschaft bildete die Unterschicht. Die Angehörigen dieser Schicht wurden als „Proste“ bezeichnet und unterschieden sich vor allem durch ihren Bildungsgrad von den anderen Schichten. Zwar war das religiöse Studium auch für sie wichtig, aber oftmals konnten sie ihre Kinder nicht zur Schule schicken, da sie auf deren Verdienst angewiesen waren. Auch innerhalb der Unterschicht kristallisierte sich ein abgestuftes Rangsystem zwischen den Zugehörigen der einzelnen Berufsgruppen heraus. So waren Uhrmacher beispielsweise weit höher angesehen als Schneider oder Schuhmacher. Lastenträger, Wässerträger, Fuhrleute, Musikanten sowie Bettler und Luftmenschen nahmen dagegen die untersten Stufen ein.⁹

Die Frauen innerhalb der orthodoxen jüdischen Gesellschaft im Shtetl

Die Frau erreichte ihren sozialen Status nicht als eigenständige Person, sondern durch ihre Stellung als Ehefrau und Mutter. Für Frauen gab es keine eigene Bezeichnung. Man sprach sie in der direkten Anrede entweder bei ihrem Vornamen oder als „Baleboste“¹⁰ an. Die Frauen wurden erst durch ihre Heirat zu einem vollwertigen Mitglied der jüdischen Gemeinschaft. Für ein Mädchen und deren Eltern hatte die Ehe somit oberste Priorität. Wenn sich Familien die Mitgift für die Verheiratung ihrer Tochter nicht leisten konnten, kam die jüdische Sozialfürsorge für die Aussteuer und die Mitgift auf, wobei die Höhe der Mitgift im Verhältnis zur Gelehrsamkeit des zukünftigen Ehemannes stand. Ein besonders guter Student bekam nicht nur eine hohe Mitgift von seinen Schwiegereltern, sondern erhielt von ihnen auch Kost und Logis, um sein religiöses Studium fortzusetzen. Folglich war die Gelehrsamkeit das wichtigste Instrument sozialer Beweglichkeit innerhalb der jüdischen Shtetlgesellschaft.

Die Hauptaufgabe der Frau war es indessen, eine fromme, tugendhafte und würdige Ehefrau sowie eine gute Baleboste zu sein. In Bezug auf ihre Rolle als Mutter war ihre wichtigste Aufgabe, die Kinder zu versorgen und diese fromm zu erziehen. Sie musste ihre Töchter auf ihre zukünftige Rolle als Hausfrau, Ehefrau und Mutter vorbereiten. Die Pflicht, die sie als Ehefrau hatte, war, ihrem Mann Beistand zu leisten und ihn in seinem religiösen Studium und in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten zu unterstützen. Die sozialen Kontakte der Jüdinnen ausserhalb der eigenen Familie beschränkten sich ausschliesslich auf andere Frauen. Mit Männern hatte die Jüdin – wenn überhaupt – nur geschäftlich zu tun, meistens auf dem wöchentlichen Markt. Die Kultur des Shtetls liess den Frauen nur wenig Raum, sich kulturell oder geistig zu entfalten, wodurch die meisten Jüdinnen bis in das 20. Jahrhundert ungebildet blieben und weitgehend vom öffentlichen Leben ausgeschlossen waren. Einen Ausweg aus der Isolierung bot die Wohl-

tätigkeitsarbeit. Durch ihr eigenes soziales Engagement konnte die Jüdin Anerkennung innerhalb der Shtetlgesellschaft erwerben und ihr eigenes Prestige sowie das soziale Ansehen ihrer Familie steigern.¹¹ Abschliessend kann festgestellt werden, dass dem Leben der orthodoxen jüdischen Bevölkerung in den galizischen Shtetln ein sehr strenges soziales und hierarchisches System zugrunde lag. Dennoch war die eigene gesellschaftliche Stellung nicht unveränderbar – zumindest für Männer. Diese konnten durch religiöse Gelehrsamkeit ihre soziale Stellung innerhalb der Shtetlgemeinschaft verbessern. Die Frau hingegen wurde als Ergänzung ihres Mannes gesehen und stand hinter diesem zurück. Ihre soziale Stellung wurde zuerst durch ihre Familie und dann durch ihren Mann bestimmt. Obwohl innerhalb des Shtetls eine strikte Zuordnung von Geschlechterrollen und -aufgaben herrschte, waren diese nicht immer zwingend. Ihre Interpretation und Umsetzung verlief durchaus unterschiedlich und lag im Ermessen jedes Einzelnen/jeder Einzelnen. ■

1 Zborowski Mark, Herzog Elisabeth, Das Shtetl. Die untergegangene Welt der osteuropäischen Juden. München 1991. S. 44.

2 Vgl. Hauman Heiko, Kommunikation im Shtetl. Eine Annäherung an jüdisches Leben in Osteuropa zwischen 1850 und 1930. in: Boskovska Nada, Collmer Peter, Gilly Seraina, Mumenthaler Rudolf, Werdt Christopher (Hg.), Wege der Kommunikation in der Geschichte Osteuropas. Wien 2002. S. 326. <http://www.hagalil.com/galluth/shtetl/au3.htm#4.2%29%20Da>

3 Vgl. Klanska Maria, Aus dem Shtetl in die Welt 1772-1938. Ostjüdische Autobiographien in deutscher Sprache. (= Literatur und Leben Bd 45). Wien/Köln/Weimar 1994. S. 111; Hoffman Eva, Im Shtetl. Die Welt der Polnischen Juden. Wien 2000. S. 25; Haumann Heiko, Kommunikation im Shtetl. S. 329f; Hödl Klaus, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien (=Böhlaus Zeitgeschichtliche Bibliothek Bd. 27 hg. von Konrad Helmut). Wien 1994. S. 33f.

4 Vgl. Haumann Heiko, Kommunikation im Shtetl. S. 332; Klanska Maria, Aus dem Shtetl in die Welt 1772-1938. S. 142.

5 Da die orthodoxe jüdische Gesellschaft ein patriarchalisches Ordnungssystem hatte, bezogen sich die Prestigekriterien nur auf die Männer und nicht auf die Frauen.

6 Vgl. Schwara Desanka, „Ojfn weg schtejt a bojm“. Jüdische Kindheit und Jugend in Galizien, Kongresspolen, Litauen und Russland 1881-1939 (= Lebenswelten osteuropäischer Juden. hg. von Haumann Heiko, Bd. 5). Köln/Weimar/Wien 1999. S. 154; Somogyi Tamar, Die Schejnen und die Prosten. Untersuchungen zum Schönheitsideal der Ostjuden in Bezug auf Körper und Kleidung unter besonderer Berücksichtigung des Chassidismus. (= Kölner ethnologische Studien 2). Berlin 1982. S. 54f, 57f; Glau Angelika, Jüdisches Selbstverständnis im Wandel. Jiddische Literatur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts (= Jüdische Kultur. Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Literatur. hg. von Görzinger Karl E. Bd 6). Wiesbaden 1999. S. 258; Klanska Maria, Aus dem Shtetl in die Welt 1772-1938. S. 125.

7 Vgl. Klanska Maria, Aus dem Shtetl in die Welt 1772-1938. S. 113f; Somogyi Tamar, Die Schejnen und die Prosten. S. 58f, 62-66.

8 Dennoch stand der mangelnde Reichtum einer hohen sozialen Stellung nicht im Wege. Wenn jemand reich, aber ungebildet war, konnte er sein eigenes Unwissen durch seine Kinder oder durch Wohltätigkeit ausgleichen. (Vgl. Somogyi Tamar, Die Schejnen und die Prosten. S. 58-61; Klanska Maria, Aus dem Shtetl in die Welt 1772-1938. S. 149.)

9 Vgl. Zborowski Mark, Herzog Elisabeth, Das Shtetl. S. 112; Somogyi Tamar, Die Schejnen und die Prosten. S. 66, 68 (Fussnote 2), 68f, 70f.

10 „Baleboste“ bedeutete Wirtin, Herrin des Hauses und des Haushaltes. (Vgl. Somogyi Tamar, Die Schejnen und die Prosten. S. 73.)

11 Vgl. Zborowski Mark, Herzog Elisabeth, Das Shtetl. S. 60f; Schwara Desanka, Humor und Toleranz. S. 94; Somogyi Tamar, Die Schejnen und die Prosten. S. 74f, 79f, 99f.

Eine Stadt, die es spannend macht.
Wien ist voll dabei.

Wien

Für Spitzensport auf höchstem Niveau gibt es eine Top-Adresse: das Ferry-Dusika-Stadion in der Wiener Engerthstraße. Leichtathletik, Radsport und Turnen sind hier zu Hause. Dank der multifunktionalen Sporthalle war Wien Austragungsort zahlreicher internationaler Meisterschaften. Darunter die Rad-WM 1987, die Volleyball-EM 1999, die Leichtathletik-Hallen-EM 2002, die Short-Track-WM 2009 und die Judo-EM 2010. Mehr Informationen zum größten Indoorstadion Österreichs unter: www.stadhalle.com/locations

Stadt + Wien

**Bäume schenken statt Blumen
als Gastgeschenk?
Eine gute Idee von bleibendem Wert!**



Keren Kayemeth Leisrael

Schenken Sie Bäume in Israel und machen Sie sich selber eine Freude. Bestellungen: telefonisch, per Mail oder schriftlich.
Keren Kayemeth Leisrael 1010 Wien Opernring 4/2/7
Tel. 01-513 86 11 Fax. 01-513 86 119 info@kklwien.at
www.kklwien.at PSK 1300675 BA 10412629600



www.bruehl.at

House of Gentlemen
Kohlmarkt 11, 1010 Wien

Brühl Damen
Wallnerstraße 3, 1010 Wien

Brühl & Söhne
Schmiedgasse 12, 8010 Graz

Trachten Schlößl
Hauptplatz 3, 8010 Graz

Boos Black

LINNERTH
Exklusive Herrenmode

wünscht allen Kunden, Freunden und Bekannten einen erholsamen Sommer!

Am Lugeck 1-2
1010 Wien

Tel.: +43 1 513 83 18,
Fax: +43 1 513 83 18-10
office@linnerth.com, www.linnerth.com



Gerhard Kubik

Bezirksvorsteher des
2. Bezirkes wünscht

allen jüdischen
Bürgern einen
schönen Sommer!



**DAS ÖSTERREICHISCHE
SCHWARZE KREUZ
KRIEGSGRÄBERFÜRSORGE**

wünscht allen Lesern des **DAVID**
eine erholsame Urlaubszeit.

Für das Präsidium:

LAbg. ÖkRat Peter RIESER
Präsident

Gen.Dir. a.D. Dr. Heinz DERFLER
Vizepräsident

Oberst i. R. Alexander BARTHOU
Generalsekretär

W. HOFRAT i.R. Mag. Dr. Helmuth KREUZWIRTH
Präsidiumsmitglied

RA Dr. Heinrich SCHÖLL
Ehrenpräsident

Ausstellung ein Damenzimmer.⁴ Bemerkenswert in diesem Kontext ist der Umstand, dass die junge Ella Briggs offensichtlich nicht zu den Persönlichkeiten gehörte, die sich mit den gegebenen Umständen zufrieden gab, sondern selbst die Initiative ergriff und im oben angeführten Verein auch organisatorisch tätig war. Generell bot der 1900 ins Leben gerufen „Frauenclub“ im Rahmen seiner Diskussionsabende, Vortragsreihen, Kursen, Ausstellungen u.a.m, Frauen eine Chance der Weiterbildung, der Aufnahme sozialer Kontakte und der Präsentation in der Öffentlichkeit.⁵ Es erübrigt sich darauf hinzuweisen, dass insbesondere Frauen aus jüdisch bürgerlichem Milieu hier eine führende Rolle spielten. Zu den Gründerinnen des Vereines gehörte unter anderen auch Editha von Mauthner-Markhof, die aus der berühmten Braudynastie stammte, wie Ella Briggs an der Kunstgewerbeschule studiert hatte und auch selber kunstgewerblerisch tätig war.⁶ Durch ihre Ehe mit Kolo Moser ergab sich ihre künstlerische Nähe zur „Wiener Werkstätte“. Es ist anzunehmen, dass die beiden Frauen, aufgrund des gemeinsamen künstlerischen und personellen Umfeldes, des Öfteren zusammengearbeitet haben.

Ella Briggs gab sich jedoch mit ihrer Tätigkeit als Innenarchitektin nicht zufrieden. Neben der Absolvierung eines Praktikums in einem Wiener Baubüro, wobei weder der Name noch der Zeitpunkt bekannt sind, und dem Besuch der Staatsgewerbeschule in Salzburg, studierte sie – nachdem Frauen endlich zugelassen worden waren – nach dem Ersten Weltkrieg in München an der Technischen Hochschule bei dem berühmten Architekten Theodor Fischer, der einen grossen Einfluss auf das deutsche Architekturgeschehen der Zwischenkriegszeit hatte. Hier erwarb sie 1920 das Abschlussdiplom und führte ab diesem Zeitpunkt den Titel „Diplom Ingenieur“ - was damals für eine Frau ein absolutes Novum war. 1921 wurde sie auch das erste weibliche Mitglied des elitären „Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins“, der nur Akademi-

kern und Hochschulabsolventen vorbehalten war.⁷ Aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Situation nach dem Ersten Weltkrieg in Österreich ging sie jedoch neuerlich für einige Jahre in die USA, wo sie im Baubüro von Kahn & Gregory in New York und Philadelphia arbeitete und insbesondere mit Entwürfen von Einfamilienhäusern befasst war. Um 1923 kehrte sie wieder nach Wien zurück, um sich im Herbst des Jahres an einer Ausstellung zu beteiligen und vor allem auch als Fachpublizistin tätig zu sein. Zu diesem Zweck unternahm sie eine längere Studienreise nach Süditalien, in der Absicht über die dortige Architektur ein Buch zu publizieren. Als sie fotografierend und zeichnend durch die Gegend reiste, erregt ihre Tätigkeit eine derartige Aufmerksamkeit, dass sie als vermeintliche Spionin vorübergehend sogar verhaftet wurde.

Ungefähr zu diesem Zeitpunkt kann sie endlich Arbeiten übernehmen, die über die Gestaltung von Inneneinrichtungen hinausgehen. Im Rahmen der Bautätigkeit des „Roten Wien“, wo es in erster Linie um die Schaffung von Sozialwohnungen ging, erhält sie einige Aufträge. 1925/26 kann sie in Wien-Döbling den

„Pestalozzi-Hof“ (Philippovichgasse 2-4) errichten. Diese Wohnhausanlage, die ihren Namen nach dem berühmten Schweizer Pädagogen erhalten hatte, gehörte mit rund 120 Wohnungseinheiten und einem Kindergarten zwar nicht zu den monumentalen Superwohnblocks des „Roten Wien“, war in ihrer Grössenordnung jedoch beachtlich, ebenso das Faktum, dass Ella Briggs allein für die Planverfassung verantwortlich und nicht in ein Team eingebunden war, wie es bei der Vergabe dieser Bauten zumeist der Fall war. Alle diese Umstände zeigen, dass sie damals als Architektin durchaus anerkannt und geschätzt war. Ella Briggs schuf mit dem „Pestalozzihof“ einen Wohnbau, der bis heute durch seine Helle

und Freundlichkeit überzeugt. Die Anlage, deren Hauptfront sich zum Währinger-Park hin öffnet, ist strikt symmetrisch organisiert. Im Zentrum steht der etwas zurückgesetzte Bauteil, in dem der Kindergar-



Ledigenheim in der Billrothstrasse.
Foto: U. Prokop.



Bautafel beim Pestalozzihof. Foto: U. Prokop.

**„Denn das Reich der Freiheit wird erstehen...“ -
Anmerkungen zur politischen Publizistik Leopold Zunz‘**



Jens ZIMMERMANN

Das Emanzipations- und Glücksversprechen, das die bürgerliche Gesellschaft den Individuen in Aussicht gestellt hat, blieb im historischen Verlauf wirkmächtige Fiktion. Nichts gibt darüber mehr Auskunft als der von der deutschen Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts abgelehnte Versuch deutsch-jüdischer Autoren, in die politischen Debatten über Demokratie, Staatsbürgerschaft und Nationalbegriff publizistisch einzugreifen.¹ Die an den eigenen Emanzipationswunsch geknüpfte Hoffnung deutscher Juden, einen eigenen Beitrag zur Konstitution eines republikanisch-demokratischen Deutschlands zu leisten², wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts einerseits durch Ignoranz der politischen Öffentlichkeit, andererseits durch den virulenten Antisemitismus der Mehrheitsgesellschaft zunichte gemacht.

Trotz dieser Ablehnung konstituierte sich im Vor-Kaiserreich eine vitale und umfangreiche Publikationslandschaft deutsch-jüdischer Autoren, in welcher um Staatsbürgerschaft und demokratisch-rechtsstaatliche Ideen aus einer spezifisch deutsch-jüdischen Perspektive diskutiert und gestritten wurde. Leopold Zunz (1794-1886) kann - neben Gabriel Riesser und Johann Jacoby - als einer der engagiertesten Streiter für Rechtsstaatlichkeit und Demokratie innerhalb dieses Diskurses angesehen werden. Seine Positionierung als „öffentlicher Gelehrter“, der seine Intellektualität als Verantwortung für die Gesellschaft verstand, kann retrospektiv als die charakteristische Facette seines publizistischen Wirkens angesehen werden, was vor allem durch seine zahlreichen öffentlichen Reden und Vorträge unterstrichen wird. Dabei schrieb und redete Zunz als jüdischer Intellektueller – 1819 gründete er in Berlin den *Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden*, dem auch Heinrich Heine angehörte.

Seine politische Publizistik zwischen den 1840er und 1860er Jahren plädiert für die Realisierung bürgerlicher Freiheit und Gleichheit, an die er gleichzeitig eine jüdische Emanzipationshoffnung knüpft, welche durch das Gesetz gestützt werden soll: „Ein Recht besitzen heisst, die Freiheit es auszuüben haben, und gleiches Recht für Jedermann, demnach gleiche Freiheit: so ist der Rechtsstaat zugleich der Staat der Freiheit. Fort mit eingebildeten Unterschieden!“³ Auch während der revolutionären politischen Wirren der Jahre 1848/49, die Zunz in Berlin erlebte, postulierte er immer wieder die Grundsätze einer demokratisch verfassten po-

litischen Gemeinschaft. In zahlreichen politischen Reden argumentierte Zunz leidenschaftlich für die aus seiner Sicht zwingende Symbiose von Staat, Nation und demokratisch-rechtsstaatlichen Verfassungsnormen: „Denn das Reich der Freiheit wird erstehen: das auf Nationalwillen gegründete Gesetz, die in freiwilligem Gehorsam bestehende Ordnung, die Anerkennung des Menschen unbehelligt vom Unterschiede der Sekten und Stände, die Herrschaft der Liebe als Zeugnis der Erkenntnis Gottes.“⁴

Auch nach dem Scheitern der Revolution, dem Rückzug vieler Juden aus dem öffentlich-politischen Bereich und der daran anschließenden autoritären Restauration wird Leopold Zunz nicht müde, von der Souveränität des politischen Volkes zu reden und sich dabei auf den in Deutschland so verhassten Jean-Jacques Rousseau und dessen *contract social* zu beziehen. „Fortschritt, Freiheit und Wahrheit“ bilden dabei für Zunz den unhintergehbaren Kern der „Verfassungsseele“, den er auch gegen die politische Restauration in Deutschland verteidigte, die statt eines bürgerlichen Nationalverständnisses die Nation als genealogische Abstammungs- und kulturelle Exklusionsgemeinschaft definierte. Mit diesem aufklärerischen Impetus polemisierte er in einer Wahlrede in Berlin 1861 gegen die mächtigen Institutionen des Militärs und der Kirche: „Das Wesen beider, als altererbter Einrichtungen, sträubt sich noch in mehr als einer Richtung gegen das constitutionelle Gesetz.“⁵

Die Konsequenzen, die Zunz aus dieser Feststellung zog, war die Forderung nach einer Trennung zwischen Staat und Kirche sowie nach der politisch-rechtsstaatlichen Einhegung des Militärs. Zunz erkannte die gesellschaftspolitische Sprengkraft, die von einem militärischen Apparat ausgehen konnte, der „ausserhalb der Verfassung“ steht, und sah auch den im Kaiserreich aufkeimenden Konflikt zwischen der katholischen Kirche und dem preussischen Staat voraus.

Das politisch-publizistische Wirken Leopold Zunz‘ schöpft seine Überzeugungskraft aus dem bedingungslosen Eintreten für eine universalistische politische Ethik und Staatskonzeption, in der keine konfessionellen und sozialen Schranken das gesellschaftliche Zusammenleben reglementieren sollen - Staatsbürgerschaft und moderne Rechtsstaatlichkeit verkörpern für ihn politischen Fortschritt. Seine vielleicht radikalste Idee ist die der politischen Demokratie:

Benennung des ehemaligen Kabelwerk-Parks nach Miep Gies

Am Mittwoch, dem 25. Mai 2011 wurde der ehemalige Kabelwerk-Park im Beisein der amtsführenden Stadträtin für Umwelt, Magistra Ulli Sima, und zahlreichen Ehrengästen in „Miep-Gies-Park“ benannt. Miep Gies kam im Jahre 1909 als Hermine Santrouschitz in der Schönbrunner Strasse in Meidling als Kind einer Arbeiterfamilie zur Welt. Im Rahmen eines Hilfsprogramms für hungernde Kinder aus sozial schwachen Familien wurde sie als

wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt, Millionen von Exemplaren wurden verkauft. Das Anne-Frank-Haus in Amsterdam wurde zu einer weltweit geachteten Einrichtung für Informationen, Forschung und politische Bildung zum Thema Diktatur und Gewaltherrschaft. Ohne den Mut und der Charakterstärke von Miep Gies hätte es die weltumspannende Anne-Frank-Bewegung nie gegeben. Dass gerade der ehemalige Kabelwerk-Park für die



Copyright: BV 12



Copyright: BV 12

Mädchen zur Erholung in die Niederlande verschickt, wo sie ihre zweite Heimat fand. Sie fand in der Folge eine Anstellung bei Otto Frank, dem Vater von Anne Frank, und heiratete den Niederländer Jan Gies. Während des Naziterrors versteckte und versorgte sie unter Lebensgefahr die Familie Frank und stellte für die in lokaler räumlicher Abgeschiedenheit lebende Familie die einzige Verbindung zur Aussenwelt dar. Nach der Verschleppung der Familie durch die Gestapo in ein Konzentrationslager, das nur der Vater von Anne Frank überlebte, nahm Miep Gies das Tagebuch Anne Franks an sich, um es für sie aufzubewahren. Dieses Tagebuch wurde zu einem der weltweit berühmtesten Zeugnisse vom Leben unter den Schrecken des nationalsozialistischen Regimes. Das Buch

Benennung nach Miep Gies ausgesucht wurde, ist kein Zufall. Auf dem Terrain der Wohnhausanlage Kabelwerk, sowie auch des Parks, war bis zum Jahr 1997 die Kabel- und Drahtwerke Aktiengesellschaft angesiedelt. Diese haben unter dem Naziregime ebenfalls traurige Jahre erfahren, die von Zwangsarbeit und vielen anderen Übeln geprägt waren. Ein Standort mit einer leidvollen Geschichte und menschlichen Schicksalen, der nunmehr nach einer Frau benannt wurde, die in einer unmenschlichen Zeit grosse Menschlichkeit bewiesen hat. ■

Der Artikel wurde uns freundlicherweise von der Bezirksvorstehung 12 zur Verfügung gestellt.

PolAk
Politische Akademie der ÖVP

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
der POLITISCHEN AKADEMIE
wünschen einen schönen und
erholsamen Sommer.

sale informieren.

Dabei wird deutlich, dass es insgesamt sechs Kategorien von Zwangsarbeitern gegeben hatte. Denn ausser Strafgefangenen, d.h. Insassen von Gefängnissen – meist Deutsche (etwa 200.000) –, gab es dann noch „Fremdarbeiter“, Kriegsgefangene, KZ-Häftlinge, „Arbeitsjuden“ und die Gruppe der Sinti und Roma, die zur Zwangsarbeit herangezogen wurden.

Innerhalb der nach Deutschland deportierten Zivilarbeiter und Zivilarbeiterinnen aus den besetzten Gebieten (8,4 Millionen), waren die Existenzbedingungen für Polen und „Ostarbeiter“ (sowjetische Männer, Frauen und Kinder) am schlechtesten. Nachdem sich die Wehrmacht nicht an das Genfer Kriegsgefangenenabkommen von 1929 hielt, wurden besonders polnische, italienische, französische und sowjetische Kriegsgefangene (etwa 4,6 Millionen) in der Rüstungsindustrie und in der Landwirtschaft eingesetzt. Ab 1943 wurden dann auch viele KZ-Häftlinge (etwa eine Million) zur Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie und im Strassenbau herangezogen. Die jüdische Bevölkerung im deutschen Machtbereich hingegen wurde schon ab 1938 zur Zwangsarbeit ausgehoben.

Diese Menschen (etwa 110.000 innerhalb der Reichsgrenzen) waren unter schwersten existenziellen Bedingungen in Arbeitslagern und Ghettos untergebracht und versuchten verzweifelt zu überleben. Doch fast alle wurden später, nachdem sie für Arbeit nicht mehr „nützlich“ waren, in den Vernichtungslagern ermordet. Ab Herbst

1944 mussten auch sogenannte „Halbjuden und jüdisch Versippte“ Zwangsarbeit leisten. Ende der 1930er Jahre begannen die Nazis auch Sinti und Roma zur Zwangsarbeit heranzuziehen. Darüber werden keine genaue Zahl angeführt.

Wie dicht gestreut diese Arbeitslager im Reichsgebiet waren, sei hier nur am Beispiel der bayerischen Landeshauptstadt verdeutlicht: Im Stadtgebiet München gab es 1940 über 400 Arbeitslager, in denen Männer und Frauen aus Frankreich, Italien, Holland und aus der Tschechoslowakei arbeiten mussten. Oder ein anderes Beispiel aus Frankreich: im Gebiet um Cherbourg unterhielt die „Organisation Todt“ zusammen mit deutschen Firmen 39 Lager für über 100.000 französische und sowjetische Zwangsarbeiter.

In der zweiten Kriegshälfte wurden dann „zum

Reichseinsatz“ auch immer mehr Kinder aus dem besetzten Osteuropa deportiert und zur Zwangsarbeit in deutschen Betrieben gezwungen. So arbeiteten in den letzten Kriegsjahren allein in den Kölner Sidel-Werken unter unmenschlichen Bedingungen 70 sowjetische Kinder und Jugendliche. Die offizielle Altersgrenze von zehn Jahren wurde dabei oft unterschritten.

Unter den Registrierkarten der Kindersklaven ist auch jene von Emilia Abramczuk, geboren am 2. März 1934 in Tysmenyca. Die Achtjährige, die uns aus ihrem Ausweisfoto als „landwirtschaftliche Arbeiterin“ anschaut, wurde, zusammen mit ihrem Vater, der schwangeren Mutter und ihrer jüngeren Schwester zur Zwangsarbeit nach Baden deportiert. Oder dann das Bild einer ukrainischen Familie, die im Mai 1943 zur Zwangsarbeit nach Volzum (Niedersachsen) verschleppt wurde.

Ein Kapitel für sich stellen die zahlreichen Fotos dar, in denen jüdische Menschen verhöhnt werden. Es sind Aufnahmen, die meist von deutschen Soldaten an Nazi-Medien eingeschickt wurden. Darunter auch ein Bild, auf dem Rabbiner Nussbaum 1938 im „Judenlager“ Hofheine/Mainfranken zu sehen ist, wie

er erniedrigende Arbeiten verrichten muss. Daneben ein anderes grossformatiges Bild: „Kolonne Grünspan lernt arbeiten“. Und daneben immer die hämischen Gesichter der Uniformierten, die, wie man sieht, am Leid dieser Menschen ihren besonderen Spass hatten.

Während des Zweiten Weltkriegs mussten im Grossdeutschen Reich mehr als 13 Millionen deportierte, nicht-

deutsche Menschen Zwangsarbeit leisten: Männer, Frauen und Kinder. Hinzu kommen mindestens 7 Millionen in den besetzten Gebieten. Damit liegt die Gesamtzahl bei über 20 Millionen. Allein im grossdeutschen Reichsgebiet starben zwischen 1933 und 1945 etwa 2,7 Millionen Zwangsarbeiter – darunter auch viele Kinder – an den Folgen von auszehrenden Arbeitsbedingungen, Hunger, Misshandlungen durch Aufsichtskräfte, Mord... Das berichten einige der zahlreichen statistischen Angaben, die in dieser Ausstellung zu sehen waren.

Doch hinter jeder Zahl und hinter jedem Bild verbirgt sich ein Schicksal, ein Leben, das oft nicht zu Ende gelebt wurde. Und so sagen diese Bilder aus dem „Alltag“ mehr aus als Worte. Sie sprechen eine stumme, mahnende Sprache, die man nicht vergisst. ■



„Kolonne Grünspan“. Foto: C. Stephani.

Goschen-Gottstein, diese Frage zu klären. Er ging allen Manuskripten von *Mischne Tora*¹⁰ nach und fand eines, das Maimonides eigenhändig als eine korrekte Abschrift bezeichnet. In diesem werden bei *Ha'asinu* nicht nur 67 Zeilen genannt, auch der Beginn der jeweiligen Zeilen stimmt mit den Angaben Maimonides' überein. Die Frage hat sich auf eine andere Ebene verlagert: Wer hat diese Änderung in *Mischne Tora* vorgenommen, wann und warum diese Änderung vorgenommen wurde? Eine schlüssige Antwort wird auch in neueren Publikationen nicht gegeben.

Jizchak Shamosh, aus Haleb (Aleppo) gebürtig, der schon vor Cassuto versucht hatte, den *Keter* nach Jerusalem zu bringen, wies, ebenso wie später Cassuto, auf die grösser werdenden Spannungen mit der arabischen Bevölkerung hin und behauptete, dass der *Keter* in Jerusalem sicherer wäre als in Haleb. Man wollte aber dort nichts davon wissen. Der *Keter* ist in seinem Behälter in der Elias-Höhle in der Grossen Synagoge ungefährdet. Es sollte sich leider das Gegenteil erweisen.

In den Wochen vor der Abstimmung in der UNO 1947 wurde unablässig gehetzt und gedroht. Die Unruhen liessen nicht lang auf sich warten. Nur wenige Stunden nach der Abstimmung in Lake Success begann ein schwerer Pogrom in Aleppo. Es gab Tote und Verletzte, Synagogen wurden in Brand gesetzt und Geschäfte wie auch Häuser geplündert. Die Juden verbarrikierten sich in ihren Häusern, manche fanden Zuflucht bei ihren arabischen Nachbarn. Als man die Schäden inspiziert hatte, fand man, dass die Grosse Synagoge geplündert und angezündet worden war. Als man sich in die Synagoge wagte, zur Sicherheit als Araber gekleidet, hat sich herausgestellt, dass im Betraum alle Thorarollen dem Feuer zum Opfer gefallen waren. Und der *Keter*? Die Tür zur Höhle konnte nicht aufgebrochen werden, so wurde sie herausgestemmt. Der Safe wurde aufgebrochen und war leer. Von den vier Kodizes, die darin waren, fehlten zwei. Der Kleine *Keter*, so genannt, weil er nur die fünf BM enthalten hat, ist unbeschadet geblieben, der Grosse *Keter*, der von Ben Ascher, war beschädigt und nicht vollständig.

Wer den *Keter* aus dem noch rauchenden Gebäude herausgeholt hat und wo er versteckt wurde – darüber gibt es mehrere Versionen. Amnon Shamosh (1987) bringt neun verschiedene, Tawil/Schneider (2010) nur sieben. Über das Vorgefundene und die Rettung des Kodex wurde detailliert erst Jahre später berichtet, von jenen, denen die Ausreise genehmigt wurde, bzw. solchen, die sich in den Libanon absetzen konnten. Der Schock von 1947 und die vielen Jahre, bis die Erinnerungen aufgeschrieben wurden, können für die divergierenden Berichte eine gewisse Erklärung sein. Ein wiederkehrender Name bei diesen Berichten ist der des Synagogendieners Ascher Baghdadi. Leider hat man es verabsäumt, ihn dazu zu befragen.

Der *Keter* wurde gerettet. Er hat kein Feuer gefangen. Unbeschädigt war er aber nicht. Ganze Teile fehlten, wie diese verschwanden, ist bis heute ein Rätsel. Von der Thora blieben nur die letzten Kapitel vom 5. BM (ab Kap. 28/17). Ferner fehlen vom Buch der Könige fünf Kapitel, von Jeremias – nur wenige Blätter, eines

ist gerissen. Von den zwölf Propheten fehlen einige gänzlich, andere sind nur teilweise erhalten geblieben. Von den Psalmen fehlen zehn Kapitel, von den Rollen ist Ruth vollständig, vom Hohelied blieben nur drei Kapitel, die anderen Rollen sowie das Buch Esra fehlen gänzlich.

Den Behörden gegenüber behaupteten die Gemeindeväter immer, dass der *Keter* verbrannt ist. Sie dürften dennoch irgendwie erfahren haben, dass Teile davon existieren. Es wurde, bei Todesstrafe, verboten ihn ausser Landes zu bringen. Versteckt wurde der *Keter* bei Gemeindegliedern so lange, bis sie Syrien verlassen konnten. Dann wurde er einem anderen anvertraut. 1957 wurde Murad-Mordechai Faham, ein Haleber mit iranischem Pass, „aufgefordert“ das Land zu verlassen. Rab. Moshe Tawil, im Beisein von Rab. Sa'afarani und seinem Sohn, hat Faham gefragt, ob er bereit sei, den *Keter* mitzunehmen. Faham bejahte, auch dass ihm bewusst ist, welches Risiko er auf sich nimmt. Nach wiederholtem Fragen wurde es ihm überlassen, wem er den *Keter* in Jerusalem übergeben soll. Circa zwei Wochen vor Rosch haSchana (Sept. 1957) ist Faham mit seiner Familie und dem im Gepäck versteckten *Keter* ausgereist. Ein halbes Jahr später übergab Faham den *Keter* dem damaligen israelischen Staatspräsidenten Jizchak Ben Zvi.

Nicht alle Haleber waren mit Fahams Entscheidung zufrieden. Sie wollten den *Keter* bei sich haben und nicht im von Ben Zvi gegründeten Institut zur Erforschung der Geschichte der Juden in den Ländern des Orients. Der Streit wurde vor das Grosse Rabbinische Gericht gebracht. Über ein Jahr zogen sich die Verhandlungen, bis Rab. Moshe Tawil nach Jerusalem kam. Er bestätigte, dass Faham von ihm freie Hand bekommen hatte, den *Keter* demjenigen zu übergeben, der ihm geeignet dafür erschien.

Von den fehlenden Teilen ist ein einziges Blatt 1981 aufgetaucht. Das einzige, das in den Chroniken fehlte. Es wurde angeblich im Nachlass eines Halebers gefunden. Man hat aber die Hoffnung und die Suche nach den anderen verschollenen Teilen nicht aufgegeben. Betreffend den *Keter*, so Amnon Shamosh, dürfte das letzte Wort noch nicht geschrieben worden sein. ■

1 Aleppo – Stadt in Syrien, hebräisch: Aram Zova, arabisch: Haleb.

2 Masora – festgehaltene Anmerkungen zur genauen Schreibweise und genauem Wortlaut der vierundzwanzig Bücher. Masora magna – detaillierte Angaben über oder unter dem Text festgehalten, Masora parva – kurze Angaben am Rande der Zeilen.

3 Koloophon – Vermerk am Ende über Schreiber, Ort und Jahr.

4 Karäer – eine Strömung/Sekte, die nur die Schriftliche Lehre – den Tanach (die vierundzwanzig Bücher) anerkannt hat. Die mündliche Überlieferung – der Talmud wurde nicht anerkannt.

5 Rabbaniter – so genannt, weil sie die mündliche Lehre als integraler Teil der jüdischen Lehre verstehen.

6 Buch der Regeln von Toraschreibern.

7 Die fünf Bücher Moses

9 Wenn die Buchstaben Y und W nicht als Konsonanten sondern als Zeichen für die Vokale i, bzw. o oder u erscheinen, spricht man von Pleneschreibung, wenn sie in dieser Funktion fehlen, wird die Schreibweise als defektiv bezeichnet.

10 14-teiliges Werk, das alle Gebote der Tora enthält. Eines davon – siehe Anm. 6.

A close-up portrait of a man with short, dark hair, wearing a dark suit jacket, a white shirt, and a dark tie. He is looking directly at the camera with a slight smile. The background is a plain, light-colored wall.

ORF eins

»Besser informiert,

kompakt serviert«

Roman Rafreider
ZIB 20

eins für mich

safer and superior stammt hinsichtlich seiner Entwicklung aus den USA, einem Markt, der die höchste Erfahrung mit Graffiti-Entfernung hat. Die Wirkung ist erstaunlich und man würde es nicht glauben, wenn man es nicht mit den eigenen Augen sieht. Mit einer handelsüblichen Sprüh-Pumpflasche wird der Graffiti-Entferner direkt auf das Graffito aufgetragen. Nach einer Einwirkzeit von etwa 20 Minuten wird mit viel Wasser die bereits angelöste Farbe des Graffito mit einer Bürste einfach abgerieben und danach mit einem Hochdruckreiniger abgewaschen. Die Ergebnisse sind beeindruckend. Markus Kernreiter, Betriebsleiter des Gebäudereinigungsunternehmens Pfaffinger, ist begeistert: „Mit *green concepts* erzielen wir die besten Ergebnisse bei der Graffiti-Entfernung. Wir haben damit alle Graffiti im Bereich des MuseumsQuartiers in Wien in kürzester Zeit entfernen können.“



HERVORRAGENDE WIRKUNG. Die Wirkungsweise kennt Herbert Broneder, der als Unternehmer ein gutes Gespür gezeigt und dieses ausgereifte Produkt nach Österreich gebracht hat: „Graffiti werden im Allgemeinen mit lösungsmittelhaltigen Sprayfarben auf Fassaden und Mauerwerk aufgebracht. In den Spraydosen enthalten sind Farbpigmente, die durch Bindemittel wie Acrylharze, Silikonharze und Acrylate ihre Haftungsfähigkeit erlangen. Die Inhaltsstoffe von *green concepts – bio solution* lösen die Bindemittel wieder an. Dadurch verliert die Farbe der Graffiti an Haftungsfähigkeit und kann wieder weitestgehend rückstandsfrei abgelöst werden. Durch das tiefe, jedoch schonende Einwirken des Graffiti-Entferners wird auch auf porösen Untergründen eine hervorragende Reinigungswirkung erzielt.“

ÖKOLOGISCH. Besonders stolz ist Broneder auf die umweltfreundlichen Eigenschaften des Produkts. Der Graffiti-Entferner kann nämlich mit Wasser verdünnt werden, ist nicht brennbar und sogar biologisch abbaubar – andere Produkte am Markt sind dagegen immer noch lösungsmittelhaltig und nur schwer abbaubar. Diese positiven Eigenschaften von *green concepts* wurden durch den TÜV Österreich bereits im EU-Sicherheitsdatenblatt bestätigt.

ABBAUBAR. Auch das deutsche Institut Fresenius bestätigt die leichte biologische Abbaubarkeit. Gerhard Komarek, Wiener Landesinnungsmeister der Denkmal-, Fassaden- und Gebäudereiniger und Gerichtssachverständiger, hat *green concepts* in der Praxis verwendet und fasst zusammen: „Hier haben wir einen Reiniger, der ökologisch, für die Umwelt unbedenklich und auf vielen verschiedenen Oberflächen zu verwenden ist.“ Der Graffiti-Entferner wird in Flaschen zu einer Gallone (3,875 Liter)

angeboten. Eine verlässliche Aussage, wie viel Graffiti-Entferner-Lösung man zur Beseitigung eines Graffito auf mineralischem Untergrund, also Mauerwerk, Sandstein, Betonfassaden und Naturstein, benötigt, ist pauschal nicht möglich. Als Richtwert kann man auf Waschbeton von ca. 0,2 Liter pro Quadratmeter und auf Sandstein von ca. 0,5 Liter pro Quadratmeter ausgehen. Denn es kommt auf das Alter des Graffito an, wie tief die Farbe bereits in den Untergrund eingedrungen ist und wie saugfähig das Mauerwerk ist. Besonders bei Fassaden aus Wärmedämmverbundsystemen spielt dieser am Markt neue Graffiti-Entferner seine Vorteile aus. Er greift laut seiner Beschreibung die Styroporschicht unter dem Fassadenputz und die Fassadenfarbschicht nicht an. Bei Graffiti, die schon viele Jahre im Mauerwerk haften und mehrere Millimeter tief in den Untergrund eingedrungen sind, ist eine rück-

standslose Entfernung nicht immer möglich. In solchen Fällen muss man eine abrasive Behandlung vornehmen. Es gilt: Bei sehr porösem Untergrund und sehr alten Graffiti aus aggressivem Lack ist die vollständige Beseitigung ohne Substanzverlust des Mauerwerks in einigen Fällen nur noch bedingt möglich. Gunter Helm, Geschäftsführer des auf Graffiti-Entfernung spezialisierten Unternehmens „G-Force“, berichtet, dass *green concepts – bio solution* auch sehr gut im Haushaltsbereich angewendet werden kann, also auch in Bereichen, in denen Lebensmittel verwendet oder gelagert werden. Sogar in medizinischen Bereichen kann laut Helm *green concepts – bio solution* eingesetzt werden. Er verwendet das Mittel in Krankenhäusern zur Reinigung von hartnäckigen Anhaftungen in Fluren und Krankenzimmern.

BEZUG. Der Bezug des Graffiti-Entferners ist in verschiedenen Varianten möglich. Selbstanwender können ihn direkt bei der Handelsagentur Broneder beziehen. Gebäudereiniger können bei Bezug auch eine spezielle Einschulung für das Produkt erhalten. Auch die professionelle Reinigung von Graffiti kann als ergänzende Dienstleistung durch das spezialisierte Unternehmen „G-Force“ angeboten und bestellt werden. ■

Der Text sowie die beigegebenen Bilder wurden mit freundlicher Genehmigung aus der Zeitschrift Fokus, 7. Jg./Nr. 01/2011 entnommen.

Informationen

Handelsagentur Broneder
A-2482 Münchendorf
Mobil: +43 664 3004185
Fax: +43 2259 7118
E-Mail: broneder@aon.at
www.green-concepts.at



auch andere Staaten der westlichen Allianz. Für Israel wird die Situation unangenehm, es wird aber via Iran nicht allein sein.

München hat nun ein blühendes Gemeindezentrum. Kosten und Finanzierung der Anlage?

Das neue Gemeindezentrum, 2004-06 errichtet, kostete ungefähr 57 Mio. Euro, davon wurden zwei Drittel vom Freistaat Bayern und der Stadt München finanziert, kein Geld vom Bund. Die geplanten Kosten wurden nicht überschritten.

Auf meine Nachfrage, in Wien sei es nicht möglich, so viel Geld für die IKG aufzutreiben, meinte Frau Knobloch: „Ich weiss. Hier herrschen andere Verhältnisse“.

Auf mein Kompliment zur grossartigen Anlage am Jakobsplatz, das weitgehend mit ihrer Person als Präsidentin in München und Oberbayern verbunden ist, antwortete sie: „Ich habe Freude damit. Es ist ein Projekt für die Zukunft“.

Wie beurteilen Sie den Antisemitismus von rechts und vom Islam?

Der rechtsradikale traditionelle Antisemitismus wird wieder stärker. Er war aber immer da. Es erinnert mich die Zeit heute an Hitler 1920-1932, es ist die Art, die Jugend mit nationalen und Heimatwerten zu begeistern. Ja, die falsch verstandene „Heimatliebe“ ...

Und seitens des Islamismus?

Ich sehe die Gefahr. Die jungen männlichen Moslems sind oft gegen alles Jüdische eingestellt. Das ist eine echte Gefahr.

Was wollen Sie der jüdischen Jugend mitgeben?
Die Jugend muss sich engagieren! Nicht passiv sein, im Land, in dem man lebt, sich einbringen! Wie es früher auch der Fall war, als sich jüdische Menschen in Wirtschaft, Politik und Forschung hervorragend einbrachten. Junge Juden sollen sich auch in der nationalen Politik engagieren.

Wie wird es mit der Ludwig-Ehrlich Gesellschaft weitergehen, für die Sie sich als Präsidentin so stark engagieren?

Die Gesellschaft dient der Förderung der Wissenschaft. Wir unterstützen junge Juden, grosse Talente, nicht nur deutsche Staatsbürger.

Ich gratuliere Frau Knobloch zu der Tatsache, dass sie als bisherige einzige Frau die Präsidentschaft im Zentralrat der Juden in Deutschland inne hatte, und auch dazu, dass sie nach einer Amtsperiode von sich aus die Führung am 28. November 2010 in jüngere Hände legte, nämlich in jene von Dieter Graumann. Ich bin mir sicher: Ich bin einer bedeutenden Persönlichkeit des jüdischen Lebens in Deutschland und darüber hinaus gegenüber gesessen, die ihr schwieriges Leben in und nach dem Krieg gemeistert hat und auf allen Positionen, die sie, eine gelernte Schneiderin einnahm, ihre Frau gestellt hat. ■

Dr. Ilan Fellmann lebt als Ministerialbeamter und Publizist in Wien.

Erlebte Revolution 1848/49.

Das Wiener Tagebuch des jüdischen Journalisten Benjamin Kewall. Hg. von Wolfgang Gasser unter Mitarbeit von Gottfried Glassner. Wien: Böhlau Verlag, 2010. 545 Seiten, Euro 40.80. ISBN 978-3-205-78302-2

Benjamin Kewall (1806-1880) wurde als Sohn eines Bündelträgers in der mährischen Kleinstadt Polna geboren. Er studierte vermutlich in einigen Jeschiwot seiner Heimat und wurde danach in Wien Hauslehrer und Journalist für die „Allgemeine österreichische Zeitung“ und für den „Lloyd“. Sein Tagebuch aus den Revolutionsjahren 1848/49 blieb auf einer sehr abenteuerlichen Weise der Nachwelt erhalten. In den fünfziger Jahren zog es ein gewisser Herr Leonhardsberger (der Vorname war offensichtlich nicht mehr eruierbar) in Schwertberg aus einem Haufen alter Bücher aus einem Wiener Nachlass, die zu Kartons weiterverarbeitet werden sollten. Aus mehreren Tagebuchbänden und Briefen rettete er damals nur einen Band. 2003 wurde dieser Band im Altstoffzentrum in Bad Zell von Karl Bachner ein zweites Mal aus dem Müll gerettet. Der Band kam danach an die Melker Stiftsbibliothek, deren Bibliothekar mit der Direktorin des Instituts für die jüdische Geschichte Österreichs, Martha Keil, Kontakt aufnahm. Das Institut beauftragte den Historiker Wolfgang Gasser mit einer kommentierten Edition des Tagebuchs. Ein Faksimile befindet sich auf der Homepage der öster-

reichischen Nationalbibliothek. Nach der Revolution kehrte Kewall nach Polna zurück. Die Gründe sind nicht klar; möglicherweise spielten auch die verschärften Aufenthaltsbestimmungen in Wien eine Rolle. Er lebte zurückgezogen und verarmt bis zu seinem Tod 1880 in Polna, wo sein Grabstein bis heute zu sehen ist. Das Tagebuch ist eine herausragende Quelle für die Entwicklung der Presse und des Journalismus und für den jüdischen Anteil an der Revolution von 1848. Der Herausgeber hat es in seiner ausführlichen, akribischen Einleitung kontextualisiert und im Anhang die in der Quelle erwähnten Personen biographisch erläutert. Unverständlich ist, warum er bei Hermann Jellinek dessen Bruder Adolf Jellinek, den Nachfolger des im Tagebuch oft erwähnten Rabbiners Isak Noah Mannheimer, einen Talmudgelehrten und nicht einen Rabbiner nennt. Unter der Sekundärliteratur fehlt leider das Buch über die Jellineks von Klaus Kemper.

Evelyn Adunka

Der Verkaufspreis des „Lexikons der jüdischen Gemeinden im deutschen Sprachraum“, das im DAVID, 23. Jahrgang, April 2011, Heft 88, S. 63-64, rezensiert wurde, wurde bereits 2010 von € 148,00 auf € 68,00 reduziert.

in den USA (Hakoah New York), in der Schweiz (Hakoah Zürich) dem damaligen Palästina und in Australien. Die Hakoahner beteiligten sich an den Makkabiaden im In- und Ausland. So manch eine Sportlerin und so manch ein Sportler lernte auf diese Weise zum ersten Mal Israel kennen und schuf sich Beziehungen, die in der Zeit der Verfolgung das nackte Überleben sicherten. Besonders erfolgreich war die Schwimmsektion. Fritzi Loewy und Hedy Bienenfeld-Wertheimer gehörten zu den besten Schwimmerinnen der Welt und sind Beispiele dafür, wie die Hakoah auch Frauen förderte und somit ihren Teil zur Emanzipation beitrug.

Hakoah war aber, so sagt es schon der Titel des sehr schön bebilderten Sammelbands, dessen Beiträgerinnen und Beiträger sich auf die pionierhaften Forschungen John Bunzls stützen konnten, tatsächlich „mehr als ein Sportverein.“ Sie stärkte das Selbstbewusstsein und somit die jüdische Identität der vielen tausend Mitglieder, ohne sehr religiös ausgerichtet zu sein. So war es den Mitgliedern anheim gestellt, am Sabbat Sport zu treiben. Die Hakoah förderte den kulturellen und sprachlichen Austausch zwischen assimilierten Juden und den Emigrantinnen und Emigranten aus Osteuropa. Und sie pflegte ein reges geselliges und kulturelles Leben.

Im Schicksalsjahr 1938 wurden die Hakoah entschädigungslos enteignet. Die Geschichte der mühevollen Restitution der Sportstätten zeigt auf, wie schwer sich Österreich mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit tat. Doch weist das schöne neue Sportzentrum den Weg in eine hoffentlich blühende Zukunft.

Fabian Brändle



Die jüdische Gemeinde von Gattendorf

Klaus Derks: Kattondorff. Die vergessene Judengemeinde von Gattendorf. Herausgegeben vom Verein zur Erforschung der Ortsgeschichte von Gattendorf

2010, (Gattendorfer Rückblicke. Ein historisches Kaleidoskop. Betrachtung der Geschichte Gattendorfs in einzelnen Themen, Band 6).

336 Seiten. Euro 15,00.
ISBN 978-3-200-01970-6.

Der Gattendorfer Arzt Klaus Derks hat in einer ausführlichen Darstellung die Geschichte der kleinen Gattendorfer jüdischen Gemeinde eindrucksvoll beschrieben. Seine Quellen sind neben der einschlägigen Literatur Akten unterschiedlichster Provenienz, die sich heute im Original oder als Mikrofilm im burgenländischen Landesarchiv befinden. Die Matriken von Gattenburg befinden sich heute im Komitatsarchiv in Moson. Das letzte Dokument, das Derks in den Archiven finden konnte, stammt von 1883. Das fragmentarisch erhaltene Protokollbuch der Jahresversammlungen 1889 bis 1903 fand der Autor dann noch zufällig auf dem Dachboden des ehemaligen Hauses des Kaufmanns Julius Reismann. In den 200 Jahren ihres Bestehens war Gattendorf eine Filialgemeinde der jüdischen Gemeinde Kittsee, zu der der Autor vermerkt, dass deren Geschichte quellenmässig viel schlechter belegt ist. In der burgenländischen Gemeinde Gattendorf, die heute rund 1120 Einwohner hat, siedelten sich 1726 die

(Eisenstadt) bis 1878 (Kittsee) errichtet wurden. Zu den Synagogenbauten schreibt der Autor: „Alle im 17. und 18. Jahrhundert errichteten Landsynagogen waren schlichte Zweckbauten, die auf jede äussere Prachtentfaltung verzichteten und durch architektonische Anspruchlosigkeit geprägt waren.“ Die Synagoge von Gattendorf, von deren Inneren sich keine zeitgenössischen Fotos erhalten haben, hatte 46 Männer- und 34 Frauensitze. Bemerkenswert ist, dass sie vom Wiener Rabbiner Isaak Noah Mannheimer eingeweiht wurde. Das Schicksal der Ritualien des Tempels konnte Derks nicht eruieren. Der Tempel blieb im Novemberprogramm verschont und wurde nach der Vertreibung der Gemeinde zu einem Lager für Getreide und Erdäpfel und zu einem Gefängnis für russische Kriegsgefangene. 1952 wurde die ehemalige Synagoge der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, der Rechtsnachfolgerin aller nach der Shoah nicht mehr wieder errichteten österreichischen jüdischen Gemeinden, restituiert. 1971 verkaufte die Kultusgemeinde sie an den Unternehmer Adalbert Kovacs. Dessen Pläne, das Gebäude als Gewerbebetrieb zur Aufbereitung von Altöl zu verwenden, scheiterten. 1980 kauften Hans und Hermine Kreminger von Kovacs die ehemalige Synagoge. Das Gebäude wurde danach als Lager für landwirtschaftliche Fahrzeuge genutzt. 1995 beschlossen die Besitzer, das Gebäude abreißen zu lassen, wozu sie ohne weiteres die Genehmigung erhielten. Zu dem Passus „Wegen des seit der schweren Beschädigung des Objektes [...] schreibt Derks: „Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass nach Aussage etlicher Gattendorfer Zeitzeugen die Synagoge 1938 nicht im Geringsten beschädigt wurde und von ‚schweren Beschädigung‘ kann überhaupt nicht die Rede sein.“ Diesen Satz belegt der Autor auch dokumentenmässig.

Über das Ende der Gattendorfer Synagoge schreibt Derks: „Der nun unvermeidliche Abriss begann am 27. April 1996 um 15 Uhr, einem Sabbat. Aufgrund der massiven Ziegelbauweise dauerte der Abbruch länger als

vorgesehen. Am 4. Mai 1996 waren die Mauern bis zum Erdniveau abgetragen. Die Synagoge war vom Erdboden verschwunden. Ein Neubau wurde an dieser Stelle nicht errichtet. Heute wächst dort Gras.“

Im letzten Abschnitt beschreibt der Autor die Geschichten und Schicksale von einzelnen Familien und Personen der Gattendorfer jüdischen Gemeinde.“ Dem Buch hätte ein wissenschaftliches Lektorat sicher sehr gut getan; mit der Ausnahme dieses Einwandes ist es ein wichtiges Stück, ein weiterer Mosaikstein der österreichischen jüdischen Heimatgeschichte.

Evelyn Adunka

**Die MitarbeiterInnen des
Instituts für jüdische Geschichte
Österreichs
wünschen allen LeserInnen
des DAVID
einen schönen Sommer.**



willessen.at

JETZT NEU!

Schnell & einfach
Essen online
bestellen!



<http://www.willessen.at>



Die Österreichische Volkspartei
wünscht einen
schönen Sommer!

www.oevp.at

Michael Spindelegger
Bundesparteiobmann

Hannes Rauch
Generalsekretär

LINNERTH
EXKLUSIVE HERRENMODE



Am Lugeck 1-2 1010 Wien
Tel.: +431-513 83 18
www.linnerth.com

PAL ZILERI

J
JACOB COHEN

BOGLIOLI

GIMO'S

**C.P.
COMPANY**

Irene A. Diekmann, Elke-Vera Kotowski (Hg.): Antisemitismus und Philosemitismus in Geschichte und Gegenwart, Berlin: Verlag Berlin-Brandenburg 2009. 752 Seiten, Euro 36,90. ISBN: 978-3-86650-334-2

Der Begriff des Philosemitismus verursacht sowohl im politischen als auch im wissenschaftlichen Diskurs immer wieder Verwirrung. Bezeichnet Philosemitismus nur die vermeintlich positive Kehrseite des Antisemitismus oder (christlich-theologisches) Interesse am Judentum? Ist Philosemitismus ein antisemitischer Kampfbegriff zur Denunziation von Menschen und Gruppen, die mit Juden und Jüdinnen solidarisch sind?

Das Moses-Mendelsohn-Zentrum in Potsdam organisierte 2007 anlässlich des 65. Geburtstages seines Leiters Julius Schoeps eine internationale und interdisziplinäre Konferenz, um die verschiedenen Konzepte von Philosemitismus und deren Abgrenzung zum Antisemitismus zu beleuchten. Die Konferenzbeiträge sowie weitere Interventionen wurden in einem empfehlenswerten Sammelband publiziert.

Am Beginn steht eine kompetente begriffstheoretische Auseinandersetzung von Wolfram Kinzig mit Philosemitismus, der unterschiedliche Ausprägungen skizziert und gleichzeitig konstatiert, dass es an einem analytischen Philosemitismusbegriff mangelt. Moshe Zimmermann beleuchtet im Folgenden das Verhältnis von Antisemitismus und Philosemitismus, die beide ihm zufolge in erster Linie im gleichen Vorurteilsapparat wurzeln würden. Im Gegensatz dazu weisen Lars Rensmann und Klaus Faber auf die Mehrdimensionalität des Untersuchungsgegenstandes hin und plädieren gleichzeitig für einen Verzicht auf den Begriff selbst.

Anschließend werden zahlreiche (historische) Ausprägungen von Philosemitismus von der Antike an in den Blick genommen. Zentral für die Gegenwart sind dabei vor allem (mögliche) Formen von Philosemitismus nach Auschwitz. Philosemitische Tendenzen stehen dabei, wie etwa Margit Reiter oder Ulrike Zander in ihren Beiträgen herausarbeiten, oftmals in Zusammenhang mit der Frage von Schuldbewältigung und der damit nicht selten verbundenen Erwartung, „freigesprochen“ zu werden. Eine kulturelle Ausformung dieses Phänomens untersucht Albert Lichtblau in seinem Beitrag über Klezmermusik als „musikalische Vergangenheitsbewältigung“.

Bedeutung erfuhr der Begriff des Philosemitismus zusätzlich nicht zuletzt vor dem Hintergrund europäischer Verhandlungen des Nahostkonfliktes. So analysiert etwa Elisabeth Kübler damit verbundene europäische Projektionen, die stereotype Bilder von Juden und Jüdinnen reproduzieren, während sich Christina Späti vor allem auf die Israelbegeisterung in der schweizerischen Linken nach 1945 fokussiert. Yves Patrick Pallade widmet sich anschließend dem paradoxen Phänomen von Philosemitismus in rechtspopulistischen und rechtsextremen europäischen Parteien.

Eine eingehende Besprechung aller Beiträge würde den Rahmen dieser Rezension ebenso sprengen, wie ein Vergleich der einzelnen, oftmals sehr unterschiedlichen Definitionen des Begriffs des Philosemitismus. Gerade wegen der grossen Diversität von Konzepten und Kritiken des Philosemitismusbegriffs bietet der besprochene

Sammelband einen der bisher besten deutschsprachigen Überblicke und verschafft gleichzeitig Einblick in aktuelle wissenschaftliche und politische Debatten.

Matthias Falter

Susanne Helene Betz, Monika Löscher und Pia Schönberger (Hg.). „... mehr als ein Sportverein“. 100 Jahre Hakoah Wien 1909-2009. Innsbruck, Wien und Bozen: Studienverlag 2009. 368 Seiten, Euro 29,90. ISBN-10: 3706546833

Ein namhaftes Team von Wiener Historikerinnen, Soziologinnen und Politologen hat sich daran gemacht, zum hundertjährigen Jubiläum die wechselvolle Geschichte des jüdischen Sportvereins Hakoah zu schreiben. Der Verein selber hatte die Initiative dazu ergriffen und war an die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler herangetreten. Entstanden ist, dank Archivarbeit und der Befragung von Zeitzeugen, ein spannendes Buch, das die Facetten des jüdischen Sports in Mitteleuropa beleuchtet und somit weit mehr ist als eine reine Vereinschronik.

Der „Sport Club Hakoah“ (hebräisch für „Kraft“) Wien war nicht der erste jüdische Sportverein Mitteleuropas. Bereits mehr als zehn Jahre vor dessen Gründung war in Berlin Bar-Kochba Berlin entstanden. Beiden Vereinen war gemein, dass sie in einem grossstädtischen, antisemitisch gesinnten Umfeld entstanden und von Studenten gegründet wurden. Dass Bar-Kochba Berlin just im Jahre 1898 an die Öffentlichkeit trat, war kein Zufall. Im selben Jahr fand nämlich in Basel der Zweite Zionistenkongress statt, an dem der Arzt, Schriftsteller und Politiker Max Nordau (1843-1929) prominent und engagiert auftrat. Nordau war damals der bekannteste Verfechter des so genannten „Muskeljudentums“ Analog zu den mehrheitlich nationalen deutschen Turnern oder den englischen sportlichen Gentlemen sollten sich auch jüdische Menschen physisch betätigen und somit den imaginierten „Volkskörper“ stärken. Im antisemitischen Diskurs nämlich wurde der jüdische Körper in Wort und Bild gerne als weiblich, schwächlich, ja sogar als tuberkulös dargestellt. Sogar Nordau bestätigte in einer Publikation diese vielfach reproduzierten antisemitischen Stereotypen und wandte sich gegen die scheinbare körperliche Inferiorität der Juden. Besonders erfolgreich waren die Fussballer, wurden doch die Kicker 1925 erster österreichischer Profimeister! Die Wiener Derbys waren allerdings überschattet von antisemitischen Manifestationen, zumal in den braunroten Vorstädten Hütteldorf, Favoriten oder Floridsdorf. An der Hetze beteiligte sich die christlichsoziale Presse. Mehrere namhafte ungarische Juden hatten das Team Hakoahs verstärkt, so der Mittelfeldspieler Béla Guttmann, der später als Trainer zur Legende avancierte. Die meisten Meisterspieler von 1925 überlebten die Gräueltaten des Zweiten Weltkrieges. Ihnen kamen die internationalen Beziehungen zupass, so dass sie rechtzeitig flüchteten und in den Vereinigten Staaten Zuflucht fanden, wo ihr Verein Auslandstourneen bestritten hatte. Mehrere Fussballer überlebten sogar die KZ-Haft.

Wichtig war die Fussballsektion nicht zuletzt für die internationale Ausstrahlungskraft des Vereins. Bereits 1903 hatte sich die international ausgerichtete „Jüdische Turnerschaft“ organisiert, der 1914 bereits 89 Vereine der jüdischen Diaspora angehörten. Hakoah-Vereine entstanden auch in Linz, Leoben, Graz und Innsbruck, aber auch



Ilan FELLMANN

Charlotte Knobloch ist Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde in München und Oberbayern. Von 2006-2010 war sie auch Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland. Das Interview mit ihr führte Ilan Fellmann am 28. März 2011 im Gemeindezentrum am Jakobsplatz in München.

Ich wartete im Besprechungsraum des neuen Gemeindezentrums der IKG München. Vierter Stock. Schöner Blick auf einige Türme Richtung Viktualienmarkt und die neue Synagoge tief unter uns. Es ist 14 Uhr. Die Frau Präsidentin ist noch nicht da. Ihre freundliche, junge Sekretärin lässt sie für einige Minuten entschuldigen, serviert Kaffee. Nach etwa zehn Minuten höre ich feste Schritte. Sie erscheint. Nicht besonders gross, aber selbstsicher, gut angezogen. Sie hat Aura und wirkt sympathisch: Frau Präsidentin Dr. h. c. Charlotte Knobloch ist im 79. Lebensjahr. Gepflegtes Haar, sprechende hellgrüne Augen, modische Brille. "Frau Präsidentin, ich hoffe, sie schenken mir eine Stunde?" - "Aber klar". Und los ging es.

Welche Erinnerungen haben Sie an die frühe Kindheit in München, ihr Elternhaus, die Nazis in München in den dreissiger Jahren?

Ich habe die Ausgrenzung schon als Vierjährige erlebt. Ein Schlüsselerlebnis hatte ich 1936, als ich wie immer zu meiner Freundin, einer „Arierin“, spielen gehen wollte und von der Hausmeisterin nicht ins Haus gelassen wurde: „Die Kinder hier dürfen nicht mehr mit Juden spielen!“ meinte sie. Heulend lief ich zu meiner Oma, die ich sehr liebte. „Mach dir keine Sorgen, Charlotte, das ist nur vorübergehend.“ Meine Oma, die übrigens später nach Theresienstadt deportiert wurde und dort umkam. Ich wusste aber instinktiv, wir gehören nicht mehr zu den Menschen, zu denen wir vorher gehört haben.

Auf meine Nachfrage: Das ist ja ein echtes Trauma, meinte Frau Knobloch: Ich erinnere mich an die Ledermäntel, die Gestapoleute. Wenn heute noch um fünf in der Früh in meiner Nähe eine Türglocke läutet, schrecke ich hoch ... ich erinnere mich ...

Wir erlebten Sie den Untergrund in Bayern als „arisches“ Kind?

Die Angestellte meines Onkels in Nürnberg, Frau Kreszenzia Hummel, eine tiefgläubige Katholikin, nahm mich als ihr uneheliches Kind an. Ihr Bruder war Pfarrer, ein Familienmitglied Nazi und Ortsbau-



Charlotte Knobloch

ernführer. Plötzlich, im Sommer 1942, ich war fast 10 Jahre alt, war ich Lotte Hummel, das „arische uneheliche“ Mädchen. Ich hatte vorher in München viel mitbekommen, wusste schon, dass die Juden aus dem Osten nicht mehr zurückkehren werden. Wusste auch, dass ich meine Oma nie mehr sehen werde. **Wieso?** Es waren eine Reihe von Bayern aus München bei der Wehrmacht, der SS oder der Reichsbahn und erzählten ihren Familien und Freunden, was sie erlebt hatten. In München hatte man damals viele Informationen ... Man wusste, dass Leute direkt von den Waggons zu Gruben geführt und erschossen

werden ...

Ihr Wiedersehen mit ihrem Vater nach Kriegsende im Mai 1945?

Plötzlich stand er vor mir. Ich glaubte nicht mehr daran. Ich wollte nicht mehr zurück in mein früheres Leben. Ich hatte mich eingelebt, wusste, dass ich in München wieder Menschen von früher begegne. Wollte nicht wieder verletzt werden.

Ihr Leben als junges Mädchen und Frau im Nachkriegsdeutschland?

Ich war schon früh erwachsen. Deutschland nach dem Krieg war nicht leicht für die Juden. Mein Vater dachte oft an Auswandern, aber er war Jurist. Er dachte an das amerikanische Recht, sein Bruder lebte in New York, aber er wollte das nicht. Er war ein deutscher Rechtsanwalt, das Neulernen nach dem Krieg wäre eine neue Belastung gewesen. Er baute seine Kanzlei neu auf. Und so blieb er hier und ich auch. Ich heiratete bald, mein Mann stammte aus Osteuropa, war ein Kohen. Wir bekamen bald unsere drei Kinder, Bernd Baruch 1951, Sonja Sara 1953 und Iris Mecha 1963. Wir waren glücklich.

Niemals vergessen, die Jugend informieren – wie stehen Sie dazu?

Das ist wichtig. Man muss in die Zukunft sehen, aber auch wissen, was war. Jüdisches Bewusstsein ist wichtig.

Ich habe gelesen, Sie gingen nur zu den hohen Feiertagen in den Tempel?

Das ist ein Unsinn, der hin und wieder geschrieben wird. Ich gehe jeden Shabat in den Tempel, bin traditionell ausgerichtet.

Deutschland nach Fukushima und dem Krieg in Libyen: Gibt es Auswirkungen für Deutschland und für die Juden?

Deutschland hat sich in der Libyenkrise nicht richtig verhalten. Man muss Stellung beziehen. So wie

Ein biologisch abbaubares Produkt sagt Sprayern den Kampf an
Graffiti-Entfernung
 Neu in Österreich, überzeugt **GREEN CONCEPTS – Biosolution** durch
 seine umweltfreundlichen Eigenschaften.

www.green-concepts.at

KUNST ODER SCHMIEREREI? Graffiti werden vereinzelt als öffentliche Kunstobjekte wahrgenommen, wenn diese an dafür zugelassenen Flächen angebracht werden. In den meisten Fällen sind Graffiti aber mutwillig angebrachte Schmierereien auf öffentlichem und privatem Eigentum. Vor allem im urbanen Raum werden so genannte „tags“, also Identifikationszeichen, als eine Art Signatur von Sprayern an Fassaden immer häufiger. Noch unliebsa-



egal, was die Politik denkt, wenn sie nächstens binnen weniger Minuten ihre Aktionen setzen. So werden allein in Wien rund 2.000 Anzeigen pro Jahr als Sachbeschädigungen nach Graffiti-Beschmierungen gezählt. Die meisten Geschädigten verzichten aber auf eine Anzeige, weil die Aufklärungsquote bei denkbar geringen 10 bis 15 Prozent liegt. Da durch bekritzelte und angeschmierte Fassaden der gestalterische Wert einer Immobilie gemindert wird und



mer sind ideologische, politische, rassistische oder sonstige diskriminierende Aussagen an Hauswänden. So werden jedes Jahr grosse Investitionen allein für die Prävention und vor allem für die Beseitigung von Graffiti von der öffentlichen Hand getätigt. Berlin ist hier Europas Graffiti-Hauptstadt: Allein die Bahn und die Berliner Verkehrsbetriebe BVG geben jedes Jahr knapp 20 Millionen Euro für die Beseitigung von Graffiti-Schmierereien aus. Auch viele private Grundeigentümer, Zinshausbesitzer, Wohnungseigentümergeinschaften und deren Hausverwalter stehen vor dem gleichen Problem und müssen für die Beseitigung von Schmierereien auf Fassaden, Haustoren, Garagentoren, Fenstern und Einfriedungen aus der eigenen Tasche finanzielle Mittel verwenden, um den Vandalismus zu beseitigen. Gebäudeversicherungen helfen hier den Geschädigten nicht, da Vandalismus in der Regel nicht versichert wird.

GRAFFITI GEBEN AUCH GERNE DISKUSSIONSSTOFF FÜR BEZIRKSPOLITIKER. Ursula Stenzel als Bezirksvorsteherin für den 1. Bezirk in Wien will härtere Massnahmen sehen: „Die Graffiti sind eine Form des Vandalismus – und der muss mit allen Mitteln bekämpft werden. Notfalls müssen die Übeltäter auch mit Haftstrafen rechnen. Wir brauchen einen einheitlichen Wachkörper in der Stadt, der auch mit entsprechenden Kompetenzen ausgestattet ist. Dieser sollte dann im Bezirk regelmässig patrouillieren, um abzuschrecken und Täter auszuforschen.“ Ausserdem setzt die VP-Politikerin bei der Bekämpfung der Sprayer auf eine umfassende Videoüberwachung. In der Praxis helfen solche lauten Ankündigungen nicht viel, denn den Sprayerbanden ist es herzlich

eine optische Verwahrlosung eines ganzen Grätzels mit sich bringen kann, sind regelmässig Gegenmassnahmen zu ergreifen. So liegt es an den geschädigten Grundeigentümern selbst, ihre mit Graffiti zwangsbeglückten Fassaden wieder instandzusetzen. Die Möglichkeiten sind hierfür beschränkt. Etliche Anbieter trauen sich oft nicht, eine beschmierte Oberfläche zu bearbeiten, da sie die Sorge haben, dass dadurch der Untergrund durch die angewendeten lösungsmittelhaltigen scharfen Chemikalien noch mehr beschädigt wird. Oft sieht man im Strassenraum mit Fassadenfarbe übermalte Schmierereien, was auch nicht optimal ist, da eine nicht gelungene Übermalung optisch fast genauso unangenehm auffällt wie die „Kunstwerke“ selbst.

EFFIZIENTER ENTFERNER. In Österreich, der Schweiz und Deutschland ist seit Kurzem ein äusserst gelungener neuer Graffiti-Entferner auf den Markt gekommen, welcher von der Handelsagentur Broneder vertrieben wird. Das Produkt mit dem eingetragenen Markennamen *green concepts – bio solution* –

green concepts – bio solution Die Vorteile auf einen Blick:

- Anti-Graffiti-Lösung zu 100 Prozent
- biologisch abbaubar
- kann in die Mischwasserkanalisation eingeleitet werden
- sehr ökonomisch (mit Wasser verdünnbar)
- innen und aussen anwendbar
- äusserst effektiv und hochergiebig
- amerikanische Entwicklung
- stark bei porösen Untergründen
- schonend bei lackierten Oberflächen
- einfach in der Handhabung



40 Jahre Sigmund Freud Museum

Am 15. Juni 2011 feierte das Sigmund Freud Museum sein 40-jähriges Jubiläum. Die ehemalige Ordination Sigmund Freuds wurde am 15. Juni 1971 in Anwesenheit von Anna Freud und Bundeskanzler Bruno Kreisky erstmals als Museum zugänglich gemacht.



Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny, Bezirksvorsteherin Martina Malyar, Inge Scholz-Strasser, Direktorin des Sigmund Freud Museums, Staatssekretär Josef Ostermayer und der israelische Botschafter Aviv Shir-On. Copyright: Stefan Liewehr

Aus diesem Anlass wurde das Haus in der Berggasse 19 am 15. Juni zum Open House mit umfangreichem Festprogramm.

Die Gäste waren ebenso prominent wie die auftretenden Redner, Künstler und Vortragende, die gemeinsam mit Direktorin Inge Scholz-Strasser auf 40 erfolgreiche Jahre in der Berggasse 19 zurückblickten.

Bundeskanzler Werner Faymann betonte die Bedeutung dieses geschichtsträchtigen Hauses für die Republik Österreich, Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny sprach über das Museum am historischen Schauplatz Wien. Bundespräsident Heinz Fischer sandte eine Videobotschaft.

Der renommierte und aus Wien stammende New Yorker Psychoanalytiker Otto Kernberg beleuchtete in einem wissenschaftlichen Festvortrag, moderiert von Martin Engelberg, „Some Major Contemporary Controversies within Psychoanalysis“. Der Wiener Psychoanalytiker Felix de Mendelssohn lieferte – passend zur Geschichte des Museums – einen kurzen Abriss über die Tradition der Freud-Kritik und Ablehnung als sogenanntes „Freud-Bashing“.

Christoph Wagner-Trenkwitz las aus Texten und Briefen Sigmund Freuds, Gerhard Naujoks stellte die Protokolle der Mittwochabend-Gesellschaft in Form einer szenischen Lecture-Performance dar. Für Musik sorgte das Trio des Ensembles Scholem Alejchem unter der Leitung von Isaak Loberan.

Eine Performance von Christian Mayer, erarbeitet gemeinsam mit Martin Guttman (Clegg+Guttman) präsentierte die Ergebnisse einer Workshop-Serie mit ExpertInnen aus dem In- und Ausland zur Neukonzeption des Sigmund Freud Museums, finanziert aus dem Förderprogramm für Museen des Wissenschaftsministeriums und des Forschungsfonds. Der israelische Botschafter Aviv Shir-On fand sich



Bundeskanzler Werner Faymann bei seiner Rede. Copyright: Stefan Liewehr

gemeinsam mit seiner Gattin ebenso unter den Gratulanten ein wie Christopher Hoh, Deputy Chief of Mission der USA, Künstlerin Timna Brauer, Gewista-Generaldirektor Karl Javurek und der frühere Creditanstalt-Generaldirektor und langjährige Vorstand der Sigmund Freud Gesellschaft, Heinrich Treichl. Namhafte Psychoanalytiker und Künstler tauschten sich mit Kulturschaffenden und Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Wissenschaft aus.

Eine gelungene Veranstaltung, die nicht nur ein erfolgreiches Schaffen über 40 Jahre feierte, sondern auch auf die nötige Sanierung und Modernisierung des Museums aufmerksam machte. „Um das Museum weitere vierzig Jahre erfolgreich zu führen, sind zusätzliche finanzielle Mittel unabdingbar“, betonte Direktorin Inge Scholz-Strasser. ■

DAVID
Jüdischer Kulturverein

**DER KULTURVEREIN DAVID DANKT ALLEN GÖNNERN
FÜR DIE ZAHLREICHEN SPENDEN!**

Spendenkonto: ERSTE BANK,
Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111
IBAN: AT05201131005151078
SWIFT-Code: GIBAATWW

Keter Aram Zova Kodex Aleppo¹ (Haleb)

 Tirza LEMBERGER

Im Israel Museum in Jerusalem befindet sich ein Tanach-Exemplar, handgeschrieben, vokalisiert, mit Betonungszeichen und mit den Anmerkungen der Masora² versehen, sowohl parva als auch magna. Dieses wertvolle Exemplar aus dem 10. Jahrhundert, das älteste existierende, ist allgemein als Keter Aram Zova – Kodex Aleppo – oder als haKeter bekannt. Geschrieben wurde der Keter von Schlomo ben Buya'a und von Aharon ben Ascher vokalisiert und mit Betonungszeichen sowie den Masora-Anmerkungen versehen.

Schreiben, prüfen und überprüfen soll mehrere Jahre gedauert haben und um 910 zum Abschluss gebracht worden sein. Der Keter gilt als die authentische Schrift des Tanach. Der ursprüngliche Kolophon,³ falls es überhaupt einen gab, ist nicht erhalten geblieben. Der vorhandene wurde ca. hundert Jahre später geschrieben und er hält die Namen Ben Buya'a und Ben Ascher fest. Ferner wird ein als Fürst bezeichneter Mann aus Basra genannt, der den Keter erstanden und ihn zwei Brüdern in Jerusalem, die ebenfalls als Fürsten betitelt werden, übergeben hat. Diese drei Herren waren Karäer.⁴ Laut Kolophon sollten sowohl Karäer als auch Rabbaniter⁵ Zugang zum Keter haben, um weitere Schriften vergleichen und korrigieren zu können.

Der Umstand, dass der Keter in karäischer Hand war, liess die Vermutung aufkommen, dass auch die Schreiber Karäer waren. Der Streit der Gelehrten konnte nur mittels Indizien geführt werden. Dass Maimonides in *Hilchot Sefer Thora* 8/4⁶ bezüglich des Keter sagt: „Darauf habe ich mich gestützt beim Sefer Thora, das ich geschrieben habe“, dürfte ausschlaggebend gewesen sein, dass weder Ben Buya'a noch Ben Ascher Karäer waren.

Der Keter ist in Jerusalem bis 1099 geblieben. Er dürfte, wie viele andere Schriften, in die Hände der Kreuzfahrer gefallen sein. Die Juden in Ashkelon haben, mit finanzieller Hilfe der Juden Ägyptens, nicht nur Gefangene, sondern auch Schriften – darunter acht Thorarollen, über zwei hundert Chumaschim⁷ und viele andere Bände – ausgelöst und nach Ägypten gebracht. So dürfte auch der Keter nach Ägypten gelangt sein. Eine Liste dieser Bände gibt es zwar nicht, sehr wohl aber existiert eine von den Bänden in der Synagoge von Fostat aus den Jahren 1186-1187. In dieser Liste erscheint ein Codex unter der Bezeichnung *al Taj* – arabisch für *haKeter*. Ein zweites Schreiben aus diesen Jahren enthält Dankesworte an einen nicht genannten Spender, der zur Restaurierung eines Codex beigetragen hat, der als der Bruder des *Taj* bezeichnet wird. *Al Taj* war ein Begriff in Fostat.

An die 300 Jahre blieb der Keter in Ägypten. 1375 ist David, ein Nachkomme Maimonides', nach Aleppo

gegangen und soll den Keter mitgenommen haben. Direkte Nachricht vom Keter in Aleppo hat man erst 1479. In diesem Jahr kommt der Reisende Sa'adia ben David aus Aden dorthin und berichtet, dass *al Taj*, den Maimonides benutzte, in Zova (Aleppo) sei. Andere Reisende berichten ebenfalls vom Keter in Aleppo. Aufbewahrt wurde der Keter in der Grossen Synagoge, und zwar in der ‚Höhle des Propheten Elias‘. Dort lagerte der Keter und war nur durch Sondergenehmigung zugänglich. Viele Wissenschaftler, besonders im 19. Jh., wurden abgewiesen und mussten sich mit dem Codex in St. Petersburg begnügen. Wie sehr Vorsicht geboten war, zeigt die folgende Begebenheit.

Abraham Firkovich, Karäer, Sammler und - Fälscher – kam auf seiner Sammel-Tour auch nach Aleppo (1863). Es gelang ihm, den Synagogendiener zu überreden, ihm den Keter zu zeigen. Er wollte den Keter erstehen. Eine Änderung des Kolophons hätte ergeben können – und Firkovich scheute solche Eingriffe in diese Texte nicht –, dass eben die Schreiber Ben-Ascher und Ben Buya'a Karäer waren. Die Vorsteher der Gemeinde haben aber davon Wind bekommen und schritten⁸ sofort ein. Firkovich musste gehen, und der Codex wurde letztendlich in einem Behälter aus Eisen – eine Art Safe – aufbewahrt. Die zwei Schlüssel dazu wurden zwei verschiedenen Leuten anvertraut. Nur wenige konnten danach den Keter besichtigen.

Der Letzte, der den Keter in seinem ursprünglichen Zustand gesehen hat, war 1943 Umberto (Moshe David) Cassuto. Die Hebräische Universität Jerusalem plante damals eine neue Ausgabe des Tanach. Cassuto wurde nach Aleppo geschickt, bezüglich Vokalisation sowie Plene- und Defektivschreibung⁹ Klarheit zu erlangen – die klassische „Aufgabe“ des Keter. Er sollte im Auftrag der Universität auch versuchen, die Gemeindevorsteher zu überreden, den Keter nach Jerusalem bringen zu lassen. Die Gemeindeväter liessen es nicht zu. Es soll dort ein Glaube geherrscht haben, dass das Bestehen der Gemeinde mit dem Vorhandensein des Keter in Aleppo in Zusammenhang bringt. Heute ist der Teil vom Keter, der nach dem Pogrom von 1947 geblieben ist, in Jerusalem, die Gemeinde in aller Winde zerstreut. Cassutos Besuch hatte dennoch unerwartete Folgen. Es ist ihm aufgefallen, dass, entgegen den von Maimonides aufgestellten Regeln in *Mischne Tora*, der Keter in Aleppo in *Ha'asinu* (5BM, Kap.32) 67 Zeilen hat, während bei Maimonides 70 Zeilen genannt werden. Da aber Maimonides die Regeln anhand des Keter festgelegt hat, kann der Kodex in Aleppo nicht derjenige sein, welcher Maimonides zur Verfügung gestanden hat. Erst Jahre später, Cassuto sollte es nicht mehr erleben, gelang es Moshe

**„Kolonne Grünspan lernt arbeiten“
Im Jüdischen Museum Berlin: Eine Ausstellung klagt an**

 Claus STEPHANI

Es ist ein Bild, das man nicht vergisst. Ein Jude steht in einer Grube, er hält eine Schaufel in den Händen und blickt nach oben. Am Rande der Grube steht ein deutscher Soldat. Der Jude blickt auf zum Soldaten, die Angst spricht aus seinem Gesicht. Doch der Jude schweigt. Der deutsche Soldat sieht auf den Juden herab, und an seinem weit geöffneten Mund merkt man: er brüllt den Juden an – der „Herrenmensch“ in Uniform befiehlt etwas dem „Untermenschen“ in der Grube.

Im Hintergrund, auf der anderen Seite der Grube, sieht man noch einen Soldaten und neben ihm drei Zivilpersonen. Ein Mann, ein Junge und ein Mädchen. Es könnten sogenannte „Volksdeutsche“ sein. Denn es ist leicht zu erkennen: der Mann in der Grube mit der Schildmütze ist ein Ostjude, der hier

Schwerstarbeit verrichten muss. Das scheint die vier Zuschauer zu belustigen. Aus dem Gesicht des kleinen Mädchens spricht Häme, Schadenfreude. Und dabei ist das Mädchen noch ein Kind.

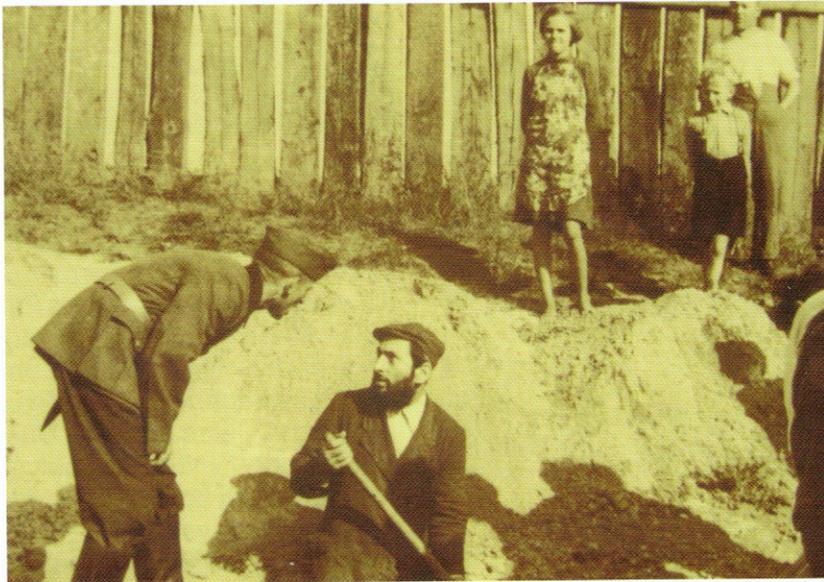
Eigentlich aber sind es viele Bilder, die man nicht vergessen kann und nicht vergessen darf. Denn ausser rund 450 historischen Aufnahmen, gab es hier auch über 500

Dokumente, Zeitungsausschnitte, Archivmaterial sowie andere stumme Zeugen bzw. gegenständliche Objekte (Arbeitsbücher, Adressmaschinen, Verkaufweise) aus jener Zeit, die vom 28. September 2010 bis zum 30. Januar 2011 im Jüdischen Museum Berlin in der Sonderausstellung **„Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg“** zu sehen waren. Die Schirmherrschaft für diese bisher einmalige Ausstellung, die in den nächsten Jahren auch in anderen europäischen Hauptstädten und in den USA gezeigt wird, übernahm der deutsche Bundespräsident Christian Wulff.

Es ist das bleibende Verdienst der drei Kuratoren von der Stiftung der KZ-Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora – Prof. Dr. Volkhard Knigge (Ge-

samtleitung), Dr. Jens-Christian Wagner und Ricola-Gunnar Lüttgenau –, dass dieses umfassende und dokumentarisch äusserst informative Projekt auf einer Fläche von 900 qm realisiert wurde. Denn heute ist kaum noch bekannt, dass in der Nazi-Ära über 20 Millionen Männer, Frauen und sogar auch Kinder aus fast allen Ländern Europas als „Fremdarbeiter“ ins Deutsche Reich deportiert wurden oder als KZ-Häftlinge in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten Zwangsarbeit leisten mussten. Spätestens seit dem Kriegsjahr 1942 gab es überall in Nazi-Deutschland Zwangsarbeiter, die in Fabriken, in der Landwirtschaft, in öffentlichen Einrichtungen oder auch in Privathaushalten eingesetzt und wie Sklaven ausgebeutet wurden.

Die Exponate und somit auch das gesamte, umfangreiche Bildmaterial wurde in vier grosse thematische Abschnitte gegliedert: Erstens – die Jahre 1933 bis 1939, wo die rassistisch-ideologischen Wurzeln der Zwangsarbeit sichtbar werden; zweitens – die Radikalisierung und Ausweitung der sklavenmässigen Ausbeutung von „Fremdarbeitern“; drittens – die Zwangsarbeit als Massenphänomen im Deutschen Reich ab



Zwangsarbeiter. Foto: C. Stephani.

1941/42 und die Massaker an Zwangsarbeitern bei Kriegsende; und viertens – die Zeit von der Befreiung (1945) bis zur gesellschaftlichen Auseinandersetzung und Anerkennung der Zwangsarbeit als Verbrechen, wobei auch ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter zu Wort kommen.

Den Kern der Ausstellung bildeten über sechzig repräsentative Fallgeschichten, die das Ergebnis akribischer Recherchen in verschiedenen europäischen Ländern, in Israel und in den USA sind. Sie wurden aus Hunderten von Interviews und Erinnerungsgesprächen mit ehemaligen Zwangsarbeitern ausgesucht. Ausserdem konnten sich die Besucher an insgesamt 39 Screens und 32 Hörstationen mit 38 Zeitzeugenberichten über zahlreiche Einzelschick-

ten untergebracht ist, der der Bautypologie entsprechend stets prominent platziert war und damit die Zukunftshoffnung der Arbeiterschaft symbolisierte. Die beiden seitlich gesetzten, leicht gestaffelten Wohnungsflügel umschliessen einen Vorplatz, der Raum für Begrünung bietet. Bemerkenswert ist, dass dieser Bau aus der Mitte der zwanziger Jahre sich generell durch eine grosse Klarheit der Formen auszeichnet und nicht, wie damals üblich, von einem expressionistischen Pathos geprägt ist – was die üblichen Klischees von „weiblicher Verspieltheit“ widerlegt.

Ein weitgehender Verzicht auf Dekor und schlichte Formen, die von der zeitgenössischen Bauhaus-ästhetik beeinflusst sind, kennzeichnen auch das nahezu gleichzeitig entstandene „Ledigenheim“ an der Billrothstrasse 9. Im Gegensatz zu den üblichen Sozialwohnungen, die für Familien gedacht waren, wurden hier kleine Wohneinheiten für Unverheiratete geschaffen – für die damalige Zeit eine äusserst fortschrittliche Idee. Auch dieses Gebäude, das praktisch an der Rückseite des „Pestalozzi-Hofes“ zu liegen kommt, ist strikt symmetrisch gegliedert. Trotz der Absenz von jeglicher Zierart ist die mittels Vor- und Rücksprünge gegliederte Fassade, die auch durch eine unterschiedliche Farbigkeit betont wird, keinesfalls nüchtern, sondern überzeugt durch ihre ausgewogenen Proportionen.⁸

Ungeachtet der hohen architektonischen Qualität dieser Bauten war es Ella Briggs leider nicht beschieden, ihre Tätigkeit als Architektin in Wien fortzusetzen. Infolge der einsetzenden Wirtschaftskrise zu Ende der zwanziger Jahre verliess sie Wien und ging nach Berlin, wo die beruflichen Voraussetzungen zu diesem Zeitpunkt offenbar besser waren. Auch diese Periode in ihrem Leben ist leider sehr unzulänglich dokumentiert. Gesichert ist, dass sie neuerlich auf dem Gebiet des Wohnungsbaus tätig war und anfangs der dreissiger Jahre unter anderem eine Wohnhausanlage in Berlin-Mariendorf und eine Villa in Klein-Machow errichten konnte. Daneben beteiligte sie sich auch an einigen Ausstellungen und veröffentlichte mehrere Artikel in diversen Fachzeitschriften. Bezeichnenderweise reflektieren die Themen ihrer Aufsätze, wie „Praktische Fragen zur Erwerbslosensiedlung“⁹ oder „Die Wohnungsteilung“¹⁰ die prekären sozialen Verhältnisse dieser Zeit.

Aber auch ihre Zeit in Berlin fand infolge der Macht ergreifung der Nazis bald ein Ende. Bereits 1936 verliess sie Deutschland. Da die Mitgliedschaft in einer der Fachkammern eine Voraussetzung für die Ausübung des Berufes war, diese jedoch 1935 nach der Einführung des „Arierparagrafen“ Juden verwehrt war, gehörten freiberufliche Künstler und Architekten zu den Ersten, die emigrierten. Ella Briggs ging nach England, wo sie sich in London niederliess. Obwohl zu diesem Zeitpunkt noch Frieden herrschte und sie im Gegensatz zu vielen anderen Emigranten über

gute Sprachkenntnisse verfügte, stiess sie dennoch anfangs auf grosse Schwierigkeiten, ihren Beruf auszuüben, indem ihr Ansuchen um eine Architektenbefugnis vorerst zurückgewiesen wurde.¹¹ Es ist ungewiss, wann genau sie ihre Arbeit aufnehmen konnte. Jedenfalls erhielt sie erst nach Kriegsende die britische Staatsbürgerschaft und wurde Mitglied des Royal Institute for British Architects (RIBA) – eine unbedingte Voraussetzung, um in England als selbständige Architektin tätig zu sein. Zu diesem Zeitpunkt war sie auch im Rahmen der zahlreichen Wiederaufbauprojekte 1946 in das Komitee für „Housing and Planing“ eingebunden, wo sie u. a. eine Wohnsiedlung in Bilston realisieren konnte.¹² Nach dem Tod ihres Bruders Fritz, mit dem sie in einem gemeinsamen Haus in London gelebt hatte, zog sie sich 1953 nach Ensfield in Middlesex (heute ein Teil von London) zurück, wo sie schliesslich 97-jährig an Leukämie verstarb.¹³

Die Wohnbauten des „Roten Wien“ sind in der Zwischenzeit zur Legende geworden, und zahlreiche Bücher und Ausstellungen haben sich mit diesem Thema befasst – die Architektin des „Pestalozzi-Hofes“ ist hingegen weitgehend vergessen. ■

1 Siehe dazu S. Plakolm-Forsthuber, Künstlerinnen in Österreich 1897-1938, Wien 1996 u. I. Scheidl, Ella Briggs, in: www.architektenlexikon.at

2 Auskunft Oliver Bryks (Grossneffe), San Francisco, USA.

3 Laut Meldearchiv der Stadt Wien war sie ab 1914 als „Architektin“ gemeldet.

4 Siehe Anm. 1.

5 Siehe dazu www.2.onb.ac.at/ariadne

6 Siehe dazu Gustav Klimt und die Kunstschau 1908 (Kat.), Berlin u. a. 2008, S. 543.

7 Aufnahmeformular des Österreichischen Ingenieur- u. Architektenvereines und Schreiben des Präsidenten (Archiv des Österr. Ingenieur u. Architektenvereines).

8 E. Briggs; Wohnhausblock „Pestalozzihof“ und Ledigenheim in Wien. In: Wasmuths Monatshefte 1928, S. 69ff.

9 E. Briggs, Praktische Fragen zur Erwerbslosensiedlung, In: Bauwelt 22.1931, H.44, S.1394ff.

10 E. Briggs, Wohnungsteilung- Stockwerkswohnungen – Teilungen. In: Bauwelt 23.1932, H.59, S.1273ff.

11 Ch. Benton, A different world, Emigree Architects in Britain 1928-1958 (Kat.) London 1995, S.146.

12 Freundliche Auskunft Oliver Bryk und Architects Journal 2. Jan. 1947, p.15ff.

13 Freundliche Auskunft Celia Male (Grossnichte).

Maß- und Änderungsschneiderei

Ferco Ercin



Tel. + Fax: 01/5952842,
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

*wünscht allen
Kunden, Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!*

Jüdinnen als Pionierinnen der Frauenemanzipation Ella Briggs (1880–1977), die erste österreichische Architektin

 Ursula PROKOP

Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts erstmals Frauen in die Berufswelt drängten, waren es nicht zuletzt Jüdinnen aus bürgerlichem Umfeld, die sich als Vorreiterinnen verdient machten. Bis dahin waren Frauen weitgehend nur als einfache Arbeiterinnen tätig gewesen. Erst allmählich



Der Pestalozzi-Hof. Foto: U. Prokop.

entwickelten sich auch in qualifizierteren Sparten Berufsaussichten, insbesondere im Unterrichtswesen oder im Kunstgewerbe. Da Frauen die längste Zeit der Zugang zu Hochschulen und Akademien verwehrt war, war der Eintritt in Berufe, die eine akademische Ausbildung voraussetzten, jedoch nahezu unmöglich. Auch gab es Bereiche, die ganz besonders männlich besetzt waren, wie zum Beispiel die Baubranche.

Umso mehr ist die Pionierleistung von Ella Briggs zu würdigen, die als erste Architektin in Österreich tätig war. Erstaunlicherweise wird dieses Verdienst immer Margarete Schütte-Lihotzky zugesprochen, die allerdings fast eine Generation jünger war und noch zu einem Zeitpunkt studierte, als Ella Briggs bereits ihre ersten Inneneinrichtungen der Öffentlichkeit präsentiert hatte.¹ Sicherlich ist dieses Missverständnis dem Umstand zuzuschreiben, dass Schütte-Lihotzky, die sich verdienstvollerweise im Widerstand betätigt hatte, nach dem Zweiten Weltkrieg in Österreich lebte und bis ins hohe Alter aktiv war, während Ella Briggs durch ihre Emigration dem Bewusstsein der österreichischen Architekturhistoriker weitgehend entglitten ist. Dementsprechend liegt auch bis heute vieles von ihrer Biografie im Dunkeln. Die Fakten

sind nur mühsam aus der äusserst spärlichen Literatur und aus Angaben von entfernten Verwandten zu rekonstruieren. Bezeichnenderweise ist auch bis heute kein Foto von ihr aufgetaucht, das helfen würde, uns ihre Person zu vergegenwärtigen.

Als Tochter des Advokaten Josef Baumfeld 1880 in Wien geboren, entstammte sie einem gutbürgerlichen jüdischen Milieu, das, künstlerisch und intellektuell offen, sich allen Neuerungen gegenüber aufgeschlossen zeigte. In der Folge hatte sie die Möglichkeit, eine qualifizierte Ausbildung zu durchlaufen, zumindest im Rahmen dessen, was Frauen damals überhaupt möglich war. Die junge Ella Baumfeld belegte an der Wiener Frauenerwerbsschule einen Malkurs bei Prof. Adalbert Seligmann, der damals eine der wenigen Möglichkeiten einer künstlerischen Ausbildung für Frauen bot. Die Akademie der bildenden Künste verwehrt Frauen den Zugang, unter anderem mit der Begründung, dass das Aktzeichnen nach lebenden Modellen – ein Pflichtfach – für Frauen nicht schicklich wäre. Die Schule von Prof. Seligmann, der selber ein sehr konservativer Künstler war, bot sicher keinen vollwertigen Ersatz, aber immerhin eine Ausweichmöglichkeit. Die zweite Institution, die Ella Briggs von 1901 bis 1906 besuchte, war die Wiener Kunstgewerbeschule, die eng mit der Künstlern der Secession zusammenarbeitete und daher damals eine Stätte der Avantgarde war. Frauen wurden hier in Hinblick auf eine kunstgewerbliche Tätigkeit immerhin verschiedenste Ausbildungsmöglichkeiten geboten.

Ella Baumfeld belegte unter anderem an der Kunstgewerbeschule einen Malkurs bei Koloman Moser, einer der führenden Protagonisten der Wiener Moderne und Mitarbeiter der „Wiener Werkstätte“. Es ist quellenmässig nicht eindeutig erwiesen, aber mit grosser Wahrscheinlichkeit hat sie auch Lehrveranstaltungen bei Josef Hoffmann, dem führenden Architekten dieser Jahre und Leiter der Architekturklasse an der Kunstgewerbeschule, belegt. Nach Abschluss der Schule 1906 ging sie erstmals in die USA, wo ihr älterer Bruder Maurice lebte, der in New York ein deutschsprachiges Theater betrieb. Hier heiratete sie auch ein Jahr später den aus Wien stammenden Journalisten Dr. Walter Briggs.² Die Ehe ging aber schon 1912 in die Brüche, und Ella kehrte nach Wien zurück, um als Architektin zu arbeiten, wobei sich ihre Tätigkeit vorerst auf Inneneinrichtungen beschränkte.³ 1914 präsentierte sie im Rahmen einer vom „Frauenclub“ organisierten

*Die Bezirksvorsteherin
von Favoriten*

HERMINE MOSPOINTNER

*wünscht einen schönen
Sommerurlaub!*



Foto: Wiedemann

Die besten Wünsche zum
Sommerurlaub allen Gönnern und Lesern
unserer Zeitschrift
Im Namen
der Redaktion
*Regierungsrat
Ilan Beresin*

Die
**Bezirksvertretung
Alsergrund**

wünscht allen
Leserinnen und Lesern
einen schönen Sommer

Bezirksvorsteher
NORBERT SCHEED

wünscht im Namen
der Bezirksvertretung
Donaustadt

den Leserinnen und
Lesern erholsame und
friedliche Sommertage.

FAMILIE

ROBERT HERZLINGER

*wünscht allen
Kunden, Freunden
und Bekannten
einen schönen
Sommer!*

a.o.Univ.-Prof. Dr. Paul Haber

Facharzt für Innere Medizin
1130 Wien, Schloss Schönbrunn, Gartendirektorstöckl.
Tel.: 01/876 90 91

Hanni Haber, Susi Haber und Anna Haber

*wünschen allen Freunden und Bekannten einen
schönen Sommerurlaub!*

**Cathy, Harri, Clara,
Arthur Oscar & Ariel
Heller**

wünschen allen
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!

Michael und Dr. Elizabeth
**FRIEDMANN
und Familie**

wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
einen angenehmen Sommer!

Keller & Co
Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.
Buchengasse 174
A-1100 Wien
Tel.:01/6037264

wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID und
der jüdischen Gemeinde in Österreich einen schönen Sommer!

**TIBOR KARTIK
und Familie**

wünschen allen Verwandten
und Freunden einen
schönen Sommer!

**Mag. Tina Walzer
und Familie**

*wünschen allen Freunden
und Bekannten
angenehme Sommertage!*

**CHRISTINE RUTH
LEWERENZ-WEGHUBER
BEZIRKS RÄTIN A.D.**

wünscht allen
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!



Rietavas 1933 (Foto: Nationalmuseum von M.K.Ciurlionis)



Rumsiskes 1939 (Foto: Litauisches Nationalmuseum)

In dem Beitrag benutzte Fotos sind mit freundlicher Genehmigung von

Etographie Museum von Kupiskis (Litauen)
 Litauisches Nationalmuseum
 Litauisches Zentralstaatsarchiv
 Nationalmuseum von M.K.Ciurlionis (Litauen)

- 1 Atamukas S. Lietuvos žydų kelias. Nuo XIV a. iki XX a. pabaigos. Vilnius: Alma littera, 1988, S. 19.
- 2 Idem, S. 25.
- 3 Aleksandravičius E., Kulakauskas A. Carų valdžioje. XIX a. Vilnius: Baltos lankos, 1996, S. 318.
- 4 Miškinis A. Lietuvos miesto gyvenvietės ir jų funkcijos XIX a. pabaigoje – XX a. pirmojoje // Statyba ir architektūra. IV. Vilnius: Mintis, 1964, S. 302.
- 5 Idem, S. 304-315.



Schalom!
 Einen schönen
 Sommer wünscht
 allen LeserInnen der
 Zeitschrift DAVID
Josef Eichinger
 Bezirksvorsteher-Stv.
 Wien-Währing

AbgzNR Herbert Scheibner Stellvertretender Klubobmann

wünscht allen
 Leserinnen und Lesern des
 DAVID und der
 jüdischen Gemeinde
 in Österreich einen
 schönen Sommer!



**Unser Ziel:
 Sie schauen
 sicher in die
 Zukunft.**

Sozialdemokratische GewerkschafterInnen
 1010 Wien, Teinfaltstraße 7
 Tel: 01/534 54/240, www.goedfsg.at



MECHANIK - ELEKTRIK
 SPENGLEREI
WERNER GRÖGOR
 Ges.m.b.H.



Bei Havarie im Raum Wien
 eigener Abschleppdienst
 und Leihwagen nach Absprache

ROSINA KOHN

1170 Wien, Weissgasse 42
 Tel. 486 34 33, Fax DW 22
 e-Mail: groegor@aon.at
 Mo.-Do. 7.30 - 12, 13 - 17 Uhr, Fr. 8 - 12 Uhr

Jüdische Händler in Kleinstädten Litauens während der Vorkriegszeit

 Lijana TAGMANN

„Die Kleinstadt ist mittelgross, fast nur von Juden besiedelt. Deswegen gehören alle Geschäfte und der Handel den Juden ... Deswegen besetzen jüdische Geschäfte einen Teil des Mauerwerkes auf dem Kirchhof, und von Juden geführte Gasthäuser stehen fast neben dem Haus der Notleidenden und dem Pfarrhaus ...“

Dieses Zitat aus der Zeitung „Pandelys“ (1913) zeugt wie auch andere Geschichtsquellen davon, dass eine Kleinstadt in Litauen in der Vergangenheit ohne jüdische Einwohner unvorstellbar gewesen wäre. Eine Vielzahl von Geschäften, die von Juden geführt wurden, und die von der mosaischen Religion festgelegte Lebensweise beeinflussten nicht nur die spezielle kulturelle Atmosphäre der Kleinstädte, sondern auch ihr traditionelles Bild.



Kupiskis (Foto: Etnographie Museum von Kupiskis)

Seit ihrer Niederlassung im modernen Litauen (im 16. Jahrhundert, als das Grossfürstentum Litauen gegründet wurde) bildeten die Juden einen wirtschaftlich wichtigen Wohnerteil, der aufgrund der von den Herrschern gegebenen Vorrechten die Entwicklung der staatlichen Wirtschaft sowie der Städte und Kleinstädte anregte. Finanziell interessierte Herrscher unterstützten geschäftliche Tätigkeiten reicher Juden: Sie haben ihnen Landbesitz, Zollämter, Brücken, Fähren, Sammlungen verschiedener Abgaben und Gebühren usw. gewährt sowie den freien Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und das Holzgeschäft erlaubt.¹ Die Rolle der Juden war auch in den privaten und kirchlichen Herrschaftsgebieten sehr wichtig, wo sie Kneipenmieter und Geschäftsführer anderer Handelsangelegenheiten waren.

In den Kleinstädten ist die Zahl der Juden besonders

nach dem Nordkrieg und der darauffolgenden Pest gewachsen. Zu jener Zeit musste man die leeren Häuser füllen, damit die Einnahmen der Kleinstadteigentümer und des Staates wegen des grossen Einwohnerrückgangs nicht sanken. Die Kleinstädte sind Anziehungspunkte für Juden geworden, weil christliche Bewohner der grossen Städte aufgrund ihrer Angst vor der Konkurrenz mehrere Hindernisse für die Juden errichteten, die es ihnen erschwerten, ihre Geschäfte auszubauen. Sowohl die von der Stadtverwaltung erlassenen Beschränkungen als auch antijüdische Propaganda haben Juden gezwungen, in die Kleinstädte umzuziehen. Schon im 18. Jahrhundert haben Juden in diversen Ortschaften mehr als die Hälfte der Einwohner ausgemacht.²



Kupiskis (Foto: Etnographie Museum von Kupiskis)

Ende des 18. Jahrhunderts ist Litauen Bestandteil des russischen Imperiums geworden, womit die Regierungstoleranz für Juden beendet wurde. Nachdem Russland die Gebiete vom Grossfürstentum Litauen erobert hatte, stellte sich erneut die Frage: Wohin mit der jüdischen Bevölkerung? Litauen ist zusammen mit anderen westlichen Imperiumsgebieten in die „Judenwohngrenze“ (Gebiet, in dem Juden wohnen dürfen) geraten. Die strenge zaristische Politik war der Faktor, der das Erscheinungsbild der litauischen Kleinstädte beschleunigt hatte. Im Jahre 1795 wurde es den Juden verboten, Landwirtschaft zu betreiben, und gemäss einem Reglement über Juden von 1804, mussten sie innerhalb von drei Jahren die Dörfer verlassen. Es wurde vorgesehen, dass ungefähr 60.000 jüdische Familien aus den Dörfern in die Städte umziehen mussten.³ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es etwa im Kaunaser-Kreis 38.000 Einwohner, davon waren 22.000 Juden.⁴ In einzelnen Kleinstädten machten sie sogar 80-90% der Bevölkerung aus.⁵ Ein ähnlicher Zustand herrschte in ganz Litauen bis zum Jahr 1941 vor.

Jüdisches Leben in Galizien. Ein Blick auf die Gesellschaftsordnung und die Stellung der Frau im Shtetl am Ende des 19. Jahrhunderts



Verena LORBER

„Mein Shtetl, das sind die Leute, die darin wohnen, nicht der Ort, die Gebäude oder die Strassen.“ Abgesehen von dieser metaphorischen Auffassung des Begriffs stellte ein „Shtetl“ die traditionelle Siedlungsform der in Osteuropa lebenden Juden und Jüdinnen dar. Es war ein jüdisches Zentrum in einer nichtjüdischen, oftmals bäuerlichen Umgebung und konnte eine Kleinstadt für sich oder ein eigenes Viertel in einer Stadt sein.² Der folgende Beitrag beleuchtet die Gesellschaftsordnung und sozialen Hierarchien innerhalb der galizischen Shtetln am Ende des 19. Jahrhunderts und beschreibt den Status der Frauen innerhalb der Shtetlgemeinschaft.

Kennzeichnend für ein Shtetl war, dass es über eigenständige kulturelle und soziale Einrichtungen verfügte. Dazu zählten eine Synagoge, eine Schule, ein Bad für rituelle Waschungen sowie ein Friedhof. Ein Shtetl konnte einen dörflichen bis städtischen Charakter aufweisen, wobei die jüdische Bevölkerung zumeist die Mehrheit bildete. In den Dörfern Galiziens setzte sich die Shtetlgemeinschaft aus zwei armen, traditionsgebundenen und unterschiedlichen kulturellen Gruppen zusammen – der Landbevölkerung und der orthodoxen jüdischen Gemeinschaft. In Folge der Erschliessung vieler ländlicher Shtetln durch das Eisenbahnnetz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die Bahnhöfe zu den wichtigsten Berührungspunkten zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Händlern, Besuchern und Bauern. Direkt vom Bahnhof führte vielerorts eine lange Strasse zum Marktplatz, dem Zentrum des Shtetls. Dieser war von den „besseren“ Häusern umgeben, offen angelegt und dort erfolgte der Austausch zwischen städtischen und ländlichen Produkten.³

Innerhalb der galizischen Shtetln bildeten der Bahnhof, das eigene Haus, der Marktplatz, die Synagoge sowie das Bad die vorrangigen Kommunikationsstätten der jüdischen Bevölkerung. Die Juden und Jüdinnen eines Shtetls wussten alles voneinander. Denn jeder/jede Einzelne war für den moralischen Lebenswandel der Gemeinschaft verantwortlich.⁴

Das Ansehen einer Person⁵ innerhalb eines Shtetls wurde von vier Prestigekriterien bestimmt: die „Gelehrsamkeit“, das „Geld“, die „Abstammung“ und das „soziale Verhalten“. Als wichtigstes Prestigemerkmale galt die Gelehrsamkeit. In Bezug auf das Geld als Prestigekriterium reichte der alleinige Besitz nicht

die Abstammung, der „Jichus“, für die Stellung in der ostjüdischen Gesellschaft von grosser Bedeutung. Wer Jichus besass, war von „vornehmer“ Herkunft und verfügte somit über Gelehrsamkeit, Wohlstand und soziales Engagement über viele Generationen hindurch.⁶

Soziale Hierarchien innerhalb der Shtetlgemeinschaft

Die Shtetlgemeinschaft war gekennzeichnet durch drei verschiedene Schichten: die Ober-, die Mittel- und die Unterschicht, die sich sozial wie auch beruflich voneinander unterschieden. Die zahlenmässig kleinste Gruppe bildete die Oberschicht, deren Angehörige religiös, sozial und wirtschaftlich den grössten Einfluss auf die Shtetlgemeinde ausübten. Dieser Schicht gehörten Gelehrte, Gemeindefunktionäre sowie Reiche an. Die Mittelschicht setzte sich aus jenen Personen zusammen, die in wirtschaftlichen Bereichen tätig waren. Zugehörige dieser Schicht wurden als „Balebatim“ bezeichnet. Die grösste der drei Gruppen innerhalb der galizischen Shtetln stellte die Unterschicht dar. Sie umfasste jene Menschen, die handwerkliche oder andere körperliche Arbeit verrichteten. Doch auch innerhalb der einzelnen Schichten waren grosse materielle und soziale Unterschiede erkennbar. In der Oberschicht galt beispielsweise der Rabbiner als angesehenster unter den Gelehrten und war das Oberhaupt der jüdischen Gemeinschaft. Weit unter ihm stand der „Melamed“, der Kleinkindlehrer, der seine Gelehrsamkeit zum Broterwerb nutzen musste. Die ebenfalls zur Oberschicht zählenden Gemeindefunktionäre übten die eigentliche Macht in der Shtetlgemeinschaft aus. Sie setzten unter anderem die Steuern fest und waren für die Bestellung des Rabbiners verantwortlich.⁷

Zwischen der Ober- und Mittelschicht gab es noch die Gruppe der „schejne Jidn“. Sie genossen hohes Ansehen innerhalb der orthodoxen jüdischen Shtetlgemeinschaft. Zwar galten alle Angehörigen der Oberschicht grundsätzlich als „schejne Jidn“, aber umgekehrt zählte nicht jeder „schejne Jid“ zur Oberschicht. Die Kriterien, die festlegten, ob ein Mann dieser Gruppe zugehörte, waren seine Gelehrsamkeit, sein soziales Engagement und auch die Häufigkeit und Intensität seiner religiösen Aktivitäten. „Schejne Jidn“ hatten die Aufgabe, sich der Gemeinde zu widmen, ohne dafür eine finanzielle Entschädigung zu

 Eugene KOGAN

Uman ist eine kleine, heute etwa 90.000 Einwohner beheimatende Stadt in der Zentralukraine, etwa 200 Strassenkilometer südlich von Kiew und 270 Kilometer nördlich der bekannten Hafenstadt Odessa. Die Stadt wurde erstmals als polnische Festung und Garnison (polnisch *Human*) gegen Tartareneinfälle aus dem Osten 1609 urkundlich erwähnt. Die Westukraine gehörte damals bis zum Don zum Königreich Polen-Litauen – ein Faktum, das bis heute in der ukrainischen Innenpolitik eine gewisse Rolle spielt.

In dieser Rolle gelangte Uman auch erstmals zu trauriger Berühmtheit: Als 1768 Kosaken Aufstände in der Ukraine anstifteten und ihre Truppen zur Ermordung von Polen und Juden aufriefen, wurde Uman zu einem Anlaufpunkt für Flüchtlinge aus dem Donbogen. Als die Stadt ab dem 17. Juli 1768 belagert wurde, war sie voller jüdischer und polnischer Flüchtlinge. Der Stadtkommandant versuchte das Leben der polnischen Adligen gegen eine freie Übergabe der Stadt zu erkaufen – und wurde dabei vom Kosakenführer Zaluzniak betrogen. Zunächst ermordete man die sich ergebenden Polen. Nachdem der jüdische Bevölkerungsteil verzweifelt versuchte, sich in den Synagogen zu verschanzen und noch militärischen Widerstand zu leisten, wurden diese von der Artillerie beschossen und die überlebenden Juden ermordet. Dem Massaker von Uman fielen 20.000 bis 30.000 Juden und Polen zum Opfer.

Doch auch das jüdische Leben erholte sich wieder in Uman, und als die Stadt 1793 zum Russischen Zarenreich kam, entwickelte sie sich zu einem Zentrum jüdischen Lebens und Kultur. Bekanntestes Beispiel ist Rabbi Nachman von Bratzlaw (1772–1810), Begründer des Bratzlauer Chassidismus, der sich kurz vor seinem Tod in Uman niederliess und dort begraben wurde. Seit dem 18. Jahrhundert siedelten sich zahlreiche Juden aus Osteuropa in Uman an, um 1900 sollen über die Hälfte der Einwohner jüdischen Glaubens gewesen sein.

Der Zweite Weltkrieg beendete diese Periode. Nachdem die Stadt in der Kesselschlacht von Uman am 8. August 1941 fiel, ermordeten oder deportierten deutsche Einsatzgruppen die gesamte jüdische Bevölkerung. 17.000 Umaner Juden fielen der Shoah zum Opfer. Auch wurden die jüdischen Kulturdenkmäler, inklusive des Friedhofes, der das Grab Rabbi Nachmans und die Gräber der Opfer des Massakers von 1768 beherbergte, völlig verwüstet. Zum Glück konnte das Grab nach dem Krieg durch einen Chassid lokalisiert werden und blieb so erhalten, denn das Gebiet des jüdischen Friedhofes wurde durch die Sowjets als Baugrund für Wohnsiedlungen verwendet. Nach 1991 emigrierten zahlreiche der noch verbliebenen Juden nach Israel, und so leben heute

nur rund 500 Juden in der Stadt. Viele von ihnen, genau wie hunderte Nichtjuden, verdienen ihren Lebensunterhalt durch den Tourismus.

Die kleine Stadt ist heute bekannt für ihren botanischen Garten und Landschaftspark (der Sophienpark oder Sofiewka), der ein Geschenk des polnischen Grafen Stanislaw Potockis an seine griechischstämmige Frau Sofia war, sowie natürlich für das Grab des Rabbi Nachman von Bratzlaw, heute eine Pilgerstätte.

Normalerweise fließt das Leben in Uman ruhig und beschaulich dahin. Aber einmal im Jahr, zum jüdischen Feiertag Rosch Haschana, verwandelt sich Uman in einen religiösen Pilgerort. Das jüdische Neujahr ist ja auch eine Zeit der Besinnung, der Umkehr und des Neuanfangs. Es war auch das letzte Fest, das Rabbi Nachman mit seinen Gläubigen vor seinem Tode feierte. Daher schwillt das kleine Rinnsal jüdischer Pilger zu Neujahr zu einem gewaltigen Strom an, und es versammeln sich mehr als 30.000 chassidische Juden aus aller Welt, um miteinander zu feiern, zu beten und sich auszutauschen. Aber nicht nur Breslover/Bratzlaver Chassidim befinden sich auf dem Weg nach Uman. Tausende andere Juden aus Israel machen sich jedes Jahr auf den Weg in die kleine Stadt. In der eigens neu errichteten Synagoge nahe des Grabes des Zaddik Nachman finden sich bis zu 3.000 Gläubige gleichzeitig zum Gebet ein.

Svetlana Lipinska, Beraterin des Bürgermeisters von Uman, erklärt: „Wir müssen in Betracht ziehen, dass im Laufe eines Jahres mehr als 30.000 Juden Uman besuchen und wir mit zwei polnischen Städten direkte Kontakte haben.“

Uman ist zudem ein Zentrum der verarbeitenden Industrie. Allerdings hat die Wirtschaftskrise, die den wichtigen russischen Absatzmarkt zum Einbruch brachte, auch die Ukraine schwer getroffen. Umso wichtiger sind heute Einnahmen aus dem Fremdenverkehr für die kleine Stadt. ■

oiiip

Österreichisches Institut
für Internationale Politik
Austrian Institute for
International Affairs

A-1040 Wien
Operngasse 20 B
Tel. +43 (0)1/581 11 06
Fax +43 (0)1/581 11 06-10

**wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID einen schönen Sommer**



Karlheinz Kopf
ÖVP-Klubobmann



Allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID und allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern wünsche ich im Namen des ÖVP-Parlamentsklubs einen wunderschönen, erholsamen und vor allem friedlichen Sommer und eine gute Zeit im Miteinander.



Ich möchte allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern meine besten Wünschen für einen schönen, angenehmen und erholsamen Sommer übermitteln.

**Werner Faymann, Bundeskanzler
und SPÖ-Vorsitzender**



Christine Marek
Landesparteiobfrau der ÖVP Wien

Im Namen der ÖVP Wien
wünsche ich Ihnen allen
einen schönen Sommer.



ÖVP Wien, Rathausplatz 9, 1010 Wien,
Tel.: 01/51543-900, Fax: DW 929
Internet: www.oevp-wien.at

der offen nationalsozialistische Ansichten vertretenden Partei Jobbik zu eigen machte und die Mehrheit des Budapester Gemeinderates diesem Vorschlag zustimmte und öffentliche Flächen nach Albert Wass benannt hat.

Dieser Beschluss ist eine Ohrfeige für diejenigen Budapester Bürger, die am Ende des 19. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehr als ein Fünftel der Bevölkerung ausmachten und sehr viel dafür taten, damit diese Stadt eine der schönsten und modernsten Grossstädte Europas wurde. [...]

Es bedeutet eine Schändung des Andenkens der zehntausenden Juden, die in Budapest ermordet wurden, wenn man einen Platz nach einem Menschen benennt, der bis an sein Lebensende seine antijüdischen Ansichten äusserte und sein ganzes Leben stolz war auf seinen offenen Antisemitismus ...“

Githu Muigai, der Rassismus-Sonderberichterstatter der Vereinten Nationen, besuchte vom 23. bis zum 27. Mai Ungarn. Er bemerkte u. a.: „Sofortige Aktion ist notwendig, um den Antisemitismus in Ungarn anzugreifen. Die Regierung sollte wachsam sein und die notwendigen Mechanismen, um diesen zu bewältigen, sollten eingerichtet werden.“

„Ungarn ist eine junge und dynamische Demokratie“, sagte der Sonderberichterstatter und forderte „die besondere Wachsamkeit der Regierung gegenüber dem Wiederaufleben extremistischer politischer Parteien, Bewegungen und Gruppen.“ Muigai hat auch die Aufmerksamkeit der Regierung auf Hetzreden gerichtet. „Es ist wichtig, ein solches Benehmen zu unterbinden und sicherzustellen, dass die Verantwortlichen für rassistische Aktionen verantwortlich gemacht und die Opfer mit den geeigneten rechtlichen Entschädigungen versehen werden.“

Der Sonderberichterstatter der Vereinten Nationen hat trotz seines verhältnismässig kurzen Aufenthalts in Ungarn bemerkt, wie man dort versucht das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Viktor Orbán und seine Regierung signalisieren ganz offen, dass sie am liebsten dort weitermachen würden, wo Horthy aufgehört hat. Da Ungarn am 1. Juli 2011 die EU-Präsidentschaft abgibt, ist zu befürchten, dass sich die Lage noch verschlechtern wird, wenn die Medien nicht mehr so aufmerksam verfolgen, was in unserem Nachbarland geschieht. ■

1) <http://hungarianvoice.wordpress.com/2011/04/15/krisztian-ungvary-praambel-enthalt- verfälschte-darstellung-der-ereignisse-von-1944/>

IMPRESSUM:

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift
www.davidkultur.at

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

ACHTUNG NEUE ADRESSE!!!

DAVID - Jüdischer Kulturverein:

A-2490 Ebenfurth, **Grübelstrasse 6,**

Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45

Handy: 0699 / 130 20 230, E-mail: david_kultur@gmx.at

Zweck: Information der Mitglieder und Freunde des Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Abonnementpreis: 4 Ausgaben / EUR 36,-
(Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindung: ERSTE BANK

Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111

IBAN: AT05201131005151078

SWIFT-Code: GIBAATWW.

Chefredakteur: Regierungsrat Ilan Beresin.

Redaktion: Evelyn Ebrahim Nahooray,

Dr. Alfred Gerstl, Mag. Gustav C. Gressel,

Mag. Silvia Perfler, Mag. Tina Walzer.

Lektorat: Dr. Alfred Gerstl.

Freie Mitarbeiter: Dr. Domagoj Akrap,

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Benz,

Mag. Dr. Susanne Swantje Falk, Michael Friedmann,

Dr. Pierre Genée, Mag. Dr. Gerald Gneist,

Dr. Michael Halévy, Mag. Schlomo Hofmeister, MSc,

Mag. Dr. Arnold H. Kammel,

Prof. Dr. Josef Kern, Dr. Tirza Lemberger,

HR Dr. Hubert Michael Mader,

DI Isabella Marboe, Ing. Turgut Mermertas,

Mag. Dr. Ursula Prokop, Dr. Charles E. Ritterband,

Mag. Marianne Sallinger, Dr. Ines Sonder,

Dr. Claus Stephani, HR Dr. Christoph Tepperberg,

Naomi Felice Wonnenberg,

Halina Irena Zajac, ADir Gerhard Zirbs.

Grundlegende Richtung:

Überparteiliche und

überregionale jüdische Kulturzeitschrift.

EDV-Koordination, Design und

grafische Gestaltung:

Ing. Turgut Mermertas

Druck und Endherstellung:

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH

A-8181 St. Ruprecht/Raab, Barbara-Klampfer-Str 347,

Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)

Für nicht verlangte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Manuskripte zu kürzen bzw. zu ändern. Beiträge von Gastautoren müssen nicht die Meinung der Redaktion wiedergeben.

Der Landtags- und Gemeinderatsklub der SPÖ Wien



wünscht allen Leserinnen und Lesern der jüdischen Gemeinde in Österreich einen schönen, erholsamen Sommer.

DI Rudi Schicker
Klubvorsitzender

Dr. Andreas Höferl
Klubdirektor

 Karl PFEIFER

Seit Mai 2010 regiert in Ungarn eine Koalition aus dem nationalistischen und zum Teil völkischen „Ungarischen Bürgerbund“ (Fidesz) und der kleinen klerikalen „Christlich-Demokratischen Volkspartei“ (KDNP). Mit ihrer Zweidrittel-Mehrheit im Parlament änderte die Regierung im April 2011 die Verfassung, was unter anderem zu einem Protest von 42 Historikern führte, weil sich die neue Verfassung neben aller Schwülstigkeit durch problematische Inhalte auszeichnet.

Die Präambel führt aus: „Wir datieren die Wiederherstellung der am 19. März 1944 [deutsche Besetzung, K.P.] verlorenen staatlichen Selbstbestimmung unseres Vaterlandes auf den zweiten Mai 1990, die konstituierende Sitzung der ersten frei gewählten Volksvertretung.“

Laut dem Historiker Krisztián Ungváry ist diese Feststellung „unwahr, inakzeptabel und fachlich nicht zu begründen, denn es wird uns einfach ein Teil unserer nationalen Geschichte geraubt“. Ungváry argumentiert dagegen, „dass ein Gesetz vorschreibt, wie man sich über historische Fakten zu äussern hat“, und stellt fest:

„Nach der Besetzung Ungarns durch die Deutschen war das Parlament weiterhin unverändert tätig. Die Massnahmen der Regierung Sztójay wurden von eben diesem Parlament ohne jeden Zwang beschlossen. Auf den einzelnen Abgeordneten, die im Jahr 1939 in allgemeinen und geheimen Wahlen ihr Mandat erringen konnten, lastete kein äusserer Druck. Die Regierung bestand ausnahmslos aus solchen Ministern, die auch schon zuvor Minister gewesen waren – sie taten ihre Arbeit nicht wegen eines Zwangs, sondern aus innerer Überzeugung. Die Massnahmen der Regierung führten nicht zu landesweiten Streiks, sie hatten keine massenhafte Unzufriedenheit oder bewaffneten Widerstand zur Folge. Im Gegenteil. Als Folge der schon lange vorbereiteten und praktisch ohne deutsche Hilfe (Eichmanns 50 Mitarbeitern standen 200.000 Offizielle in Ungarn gegenüber) durchgeführten „Arisierung“ kam es eine Zeit lang zum Anstieg des Lebensstandards.“

Ungváry meint:

6 DAVID

„Wenn das Land nämlich seine Unabhängigkeit nach der deutschen Besetzung verloren hätte, dann gehören (die beschämenden) Taten unserer Politiker, an die wir uns heute bei historischer Betrachtung erinnern und welche die Zusammensetzung der ungarischen Bevölkerung ebenso wie das bewegliche und unbewegliche Vermögen stark verändert haben, eben nicht in den Verantwortungsbereich der handelnden Personen. Die Verantwortung könnte ein anderer tragen. Nun, genau das ist das Ziel.“



Ungarische Soldaten und Polizisten beaufsichtigen die Erschießung von Juden, 23.1.1942, Novi Sad (Vojvodina). Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Archives Yad Vashem.

Ausgerechnet am 19. März 2011, dem Jahrestag des deutschen Einmarsches in Ungarn, führte der Staatssekretär für Justiz und öffentliche Verwaltung András Levente Gál mit sich selbst ein Interview, in dem er – wahrscheinlich nicht beabsichtigt – eine antisemitische Argumentation gebrauchte. Wie er am Ende seines Selbstinterviews erklärt, pflegte er „immer die Organisationen, die sich mit Restitutionsfragen befassen zu fragen, wenn sie, wie

sie behaupten, in diesen Sachen, das Judentum der Welt vertreten, [hier deutet der Staatssekretär einige Prozesse an, die vor einem Jahr in Chicago begonnen haben, wo die ungarische Staatseisenbahn und einige Banken geklagt werden], dann kann man diese Prozesse von ihnen unabhängig nicht erklären.“ Dem Staatssekretär hätte man natürlich erklären müssen, dass es keine jüdische Weltverschörung gibt, dass Juden nicht einer Zentrale, die über der ganzen Welt herrscht, gehorchen. Es gibt durchaus Juden oder jüdische Organisationen, die sich nicht um andere jüdische Organisationen kümmern, sondern nur um ihre eigenen Interessen. Gál kritisierte auch die Ausstellung des Budapester Holocaust-Gedenkmuseums, besonders empörte ihn:

„Wenn man auf einem Foto Reichsverweser Miklós Horthy sieht, wie er mit der ungarischen Armee in die von Ungarn besiedelten Regionen zurückkehrt, und daneben die Märsche der in den Tod getriebenen Menschen, dann ist das eine Verzerrung historischer Tatsachen, die unnötige Spannungen erzeugt.“

Gál begreift nicht, dass es anachronistisch ist, im Jahr 2011 die faschistischen Schiedssprüche positiv zu bewerten. Doch gerade darum geht es ihm.



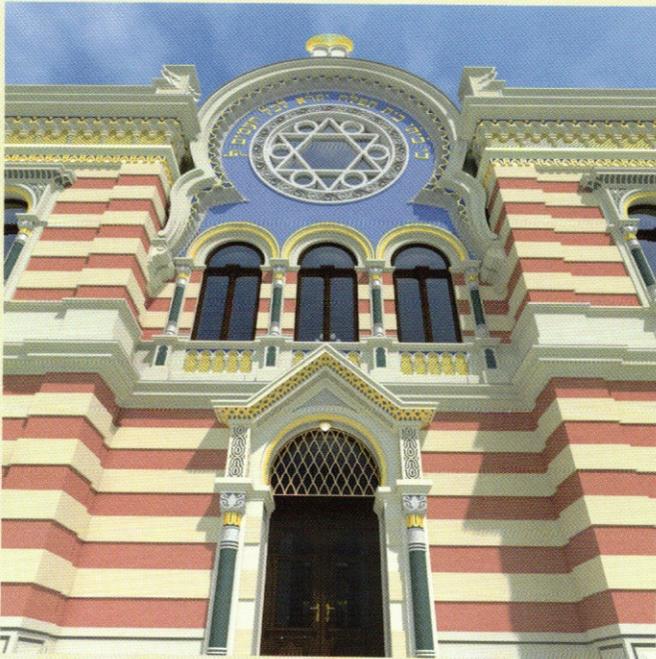
Die jüdische Gemeinde von Wiener Neustadt etablierte sich bereits im 13. Jahrhundert neben Wien und Krems zu einer der bedeutendsten auf heute österreichischem Gebiet. Ihre Blütezeit erlebte sie im 15. Jahrhundert als Wiener Neustadt unter Friedrich III. Kaiserresidenz war² und der weit über die Landesgrenzen bedeutende Rabbiner Israel bar Petachja, besser bekannt unter dem Namen Isserlein, in der Stadt wirkte.³ Nach der Ausweisung aller Juden aus der Steiermark und aus Wiener Neustadt 1496 unter Maximilian I. und der „Grossen Judenaustreibung“ ab 1669 kam es erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Wiederansiedelung von Juden in Wiener Neustadt. Die Israelitische Kultusgemeinde wurde 1871 gegründet und 1892 auf Basis des *Österreichischen Israelitengesetzes* von 1890 statuiert. Ab 1870 diente die umgebaute Wagenremise einer ehemaligen Schmiedewerkstatt der jüdischen Gemeinde als Bethaus, dieses und das angrenzende Grundstück mit der Adresse Baumkirchnerring 4, auf dem die neue Synagoge errichtet werden sollte, wurden 1884 angekauft.⁴ Die Grundstücke lagen nördlich der Altstadt ausserhalb der ehemaligen Stadtmauer. Die Pläne für die Wiener Neustädter Synagoge stammten vom damals sehr bedeutenden und angesehenen Architekten k.k. Baurat Wilhelm Stiassny (1842 – 1910). Er war einer der meist beschäftigten Architekten seiner Zeit. Sein Werk umfasst ca. 180 Bauten, zahlreiche Miethäuser in Wien, karitative Einrichtungen, die er vor allem in Auftrag der bedeutenden jüdischen Familien Rothschild und Königswarter errichtete, Schulen, Kindergärten und vieles mehr. Stiassny werden insgesamt neun Synagogen zugeschrieben. Die Synagogen in Malacky (Slowakei), Ivano-Frankivsk (Ukraine), Cáslav (Tschechien) und die JerusalmSynagoge in Prag sind erhalten geblieben. Die Synagogen in Teplice (Tschechien) und Jablonec nad Nisou (Tschechien), die „Polnische Schul“ in Wien, sowie die Synagoge in Královské Vinohrady (heute ein Bezirk Prags) wurden wie die Wiener Neustädter Synagoge im Zweiten Weltkrieg oder in den Folgejahren zerstört. Neben seiner Tätigkeit als Architekt war Stiassny auch politisch sehr aktiv, von 1878 bis zu seinem Tod war er Wiener Gemeinderat und 1894/95 auch Stadtrat. Ab 1879 gehörte er dem Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Wien an, er war Mitbegründer des Jüdischen Museums in Wien und des *Jüdischen Kolonisationsvereins zu Wien* und war in zahlreichen anderen jüdischen Vereinen tätig.⁵ Die Grundsteinlegung für die Wiener Neustädter Synagoge erfolgte am 16. März 1902.⁶ In nur einem halben Jahr Bauzeit wurde die Synagoge von Baumeister Franz X. Schmidt aus Baden unter der Bauleitung von Architekt Ignaz Reiser errichtet, am 18. September 1902 fand die Einweihung statt.⁷ Die Synagoge in Wiener Neustadt wurde wie alle Synagogen Stiassnys im

Stil des Späthistorismus mit maurisch-orientalischen Elementen errichtet. Dieser sehr freie Baustil wurde auch von anderen bedeutenden Architekten (z.B. Ludwig von Förster) für Synagogenbauten verwendet, er wurde aber auch heftig kritisiert, da er als fremdartig empfunden wurde und dem Antisemitismus Nahrung gab. Stiassny wollte damit an die Blütezeit des Judentums im maurischen Spanien vom 9. bis zum 15. Jahrhundert erinnern, dies ist unter anderem seiner Rede anlässlich der Einweihung der Wiener Neustädter Synagoge zu entnehmen.⁸ Maurisch-orientalische Elemente sind unter anderem der Hufeisenbogen bei Fenstern und Türen und wie in Wiener Neustadt als markanter Abschluss des Mittelfeldes der Hauptfassade, die Rautenmuster in den Zierfeldern der Fassade und im Wanddekor des Innenraumes, der untere Stalaktitenabschluss des Kranzgesimses, die Alhambra-kapitelle der Säulen und das auffällige Streifendekor in Rot- und Gelbtönen.

Das Grundstück hatte annähernd die Form eines Rechtecks und war nur von der südseitigen Schmalseite vom Baumkirchnerring aus zugänglich. Daraus ergab sich die Nord-Südausrichtung des Gebäudes, der Haupteingang lag im Süden, die Apsis mit dem Almemor und dem Toraschrein im Norden. Dies ist bemerkenswert, da diese Ausrichtung der in Europa üblichen Ostausrichtung der Synagogen widersprach.⁹ Bei einigen anderen Synagogen wurde eine für die Ostausrichtung ungeeignete Lage des Grundstücks durch entsprechende Anpassungen im Grundriss ausgeglichen. Ein interessantes Beispiel für diese Vorgehensweise findet sich bei Stiassny selbst. Bei der Synagoge in Královské Vinohrady wurden das Hauptportal und die darüber liegenden Fenster der Strassenfassade blind ausgeführt, da sich dahinter der nach Osten gerichtete Toraschrein befand. Warum in Wiener Neustadt eine derartige Anpassung unterblieb, kann heute nicht mehr geklärt werden, es ist allerdings anzumerken, dass sich bereits im alten Bethaus der Almemor im Norden befunden hatte.

Zum Baumkirchnerring hin war das Grundstück mit einem Eisenzaun abgeschlossen, durch ein zweiflügeliges Tor gelangte man über einen Vorgarten zu den drei strassenseitigen Eingängen der Synagoge. Die Hauptfassade der Synagoge war vertikal dreigeteilt. Die relativ breiten Eckrisalite wurden durch Eckpilaster zusätzlich verstärkt, nach oben waren sie mit einer Attika, die durch gezackte, fast doppelt so hohe Eckelemente betont wurde, abgeschlossen. Der Mittelteil trat um 1,10m hinter die seitlichen Bauteile zurück, den oberen Abschluss bildete ein reich dekoriertes Hufeisenbogen, der die Eckrisalite überragte und auf dessen Scheitel die von einem Strahlenkranz bekrönten Gesetzestafeln angebracht waren. In der Mitte des Bogens befand sich ein Rosettenfenster mit einem Durchmesser von 3m, dieses fand seine Teilung

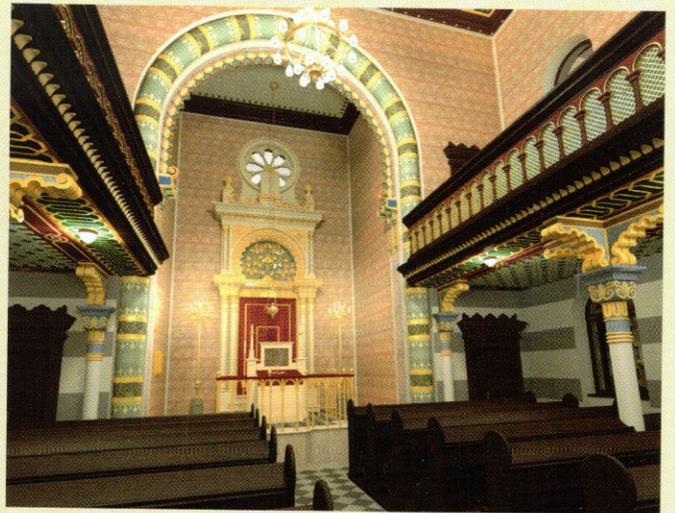
Die virtuelle Rekonstruktion der Synagoge in Wiener Neustadt



Mittelteil der Hauptfassade; Abb. Susanne Schwarz



Innenraumansicht Erdgeschoss Richtung Eingang, natürliche Belichtung durch die sommerliche Abendsonne; Abb. Susanne Schwarz



Blick von der Galerie zum Toraschrein mit Detail des Hauptbogens im Vordergrund; Abb. Susanne Schwarz

